

# DEUTSCHE RUNDSCHAU

JUNI 1938

64. JAHRGANG

## A U S D E M I N H A L T

DIESEL: Doch wieder Krieg? / GOETZE: Jenseits von Weltgeschichte /  
KOENIGSWALD: Der Schicksalskampf des Großen Kurfürsten /  
ERTRAM: Hrabanus / FECHTER: Vom Reiz des Neuen / EBERS:  
Gedanken über das harmonische Landschaftsbild / v. GULAT-WEL-  
ENBURG: Theorien und Hypothesen im Okkultismus / INA SEIDEL:  
Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben eines jungen Tobias

---

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL  
UNTER MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER  
UND EUGEN DIESEL

---

MONATLICH 1.— RM

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG

# Deutsche Rundschau

GEGRÜNDET IM JAHRE 1874 · HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL  
UNTER MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER UND EUGEN DIESEL · PREIS 1.— RM.

Erscheint monatlich einmal am Monatsanfang · Jahresabonnement 12.— RM für 12 Hefte zuzüglich ortsüblicher Zustell-  
gebühr bzw. Postüberweisungskosten. Vierteljährlich 3.— RM · Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt  
SCHRIFTLEITUNG: BERLIN W 35 · KURFÜRSTENSTRASSE 42 11  
VERLAG PHILIPP RECLAM JUN., LEIPZIG C 1, INSELSIR. 22/24 · POSTSCHECKK. LEIPZIG 295

64. JAHRGANG

JUNI 1938

## INHALTSVERZEICHNIS

Eugen Diesel: Doch wieder Krieg? . . . . .	161
Die Karte des Monats . . . . .	168
Wolf Goetze: Jenseits von Weltgeschichte . . . . .	169
Die ewige Wirklichkeit. Aus dem Alltag der Antike I. . . . .	174
Harald v. Koenigswald: Der Schicksalskampf des Großen Kurfürsten . . .	178
Ernst Bertram: Hrabanus . . . . .	188
Paul Fechter: Vom Reiz des Neuen . . . . .	192
Rundschau . . . . .	197
Edith Ebers: Gedanken über das harmonische Landschaftsbild . . . . .	202
Walter v. Gulat-Wellenburg: Theorien und Hypothesen im Okkultismus .	210
Ina Seidel: Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben eines jungen Tobias. II.	217
Literarische Rundschau:	
K. Wiedenfeld: Zur Stahlversorgung Deutschlands . . . . .	229
J. Günther: Diltheys Nachlese . . . . .	230
R. Pechel: Erzähltes . . . . .	231
Der Wandsbecker Bote . . . . .	235
Vorstoß zu den Sternen . . . . .	236
Ein Bekenntnisbuch . . . . .	236
Das Reich der Tiere . . . . .	236
Altbuch Band 3 . . . . .	237



## Doch wieder Krieg?

Europa fragt, ob es bald Krieg haben wird, oder ob die Möglichkeit besteht, ohne einen großen Krieg in das Zeitalter des großen Friedens einzutreten. Es ist in diesen Wochen kein müßiges Unterfangen, die Dinge ins Auge zu fassen. Wir wollen nicht prophezeien, aber wir können den Versuch machen, Fragestellungen, Gedanken, Stimmungen auszudrücken, von denen heute viele Europäer bewegt werden.

Die große Undurchsichtigkeit der Weltlage läßt viele Zeitgenossen sich nach Prophezeiung, Verkündigung und Heilsverheißung sehnen, und noch so ehrliche Denker haben gegen Propheten aller Art einen schweren Stand. Aber auch nur mit einiger Gewißheit voraussagen zu wollen, welche Ereignisse in der nächsten Zeit eintreten werden, oder gar welche Zustände herrschen und welche Grenzen gelten werden, wenn die Zeit der sogenannten Weltkrise erst einmal hinter uns liegt, ist so gut wie unmöglich. Allzu viele miteinander verflochtene Vorgänge und Erscheinungen auf allen Gebieten lassen uns an der Möglichkeit einer klaren Analyse unserer Zeit fast verzweifeln, und zudem kennen wir die Gedanken und Entschlüsse der führenden Staatsleute nicht. Wenn wir gleichwohl im folgenden gelegentlich in den Ton der Voraussage fallen, so gelte zur Entschuldigung, daß es sehr schwer ist, Stimmungen und Erwägungen, die nun einmal um unsere Zeitnot und große Schicksalsfrage kreisen, anders zum Ausdruck zu bringen. Aber den Ehrentitel Prophezeiung beanspruchen wir nicht.

★

Alle Menschen und Länder der Erde befinden sich, wie man weiß, in schwierigen Zuständen, überall herrscht Bewegung, Nervosität, Sorge. Frühere Mittel zur Lösung der politischen und sozialen Probleme müssen durch neuartige, an die Masse und die Folgen der Technik angepasste Methoden ersetzt werden, wobei manche politischen und sozialen Experimente glücken, andere mißglücken. Viele Zustände tragen offenbar einen recht vorläufigen Charakter. Die große Wandlung fordert ihre Jahrzehnte. Die räumlichen und zeitlichen Bedingungen unseres Daseins haben sich eben völlig geändert, in alte Lebensfarben mischen sich neue Farben aus der Palette einer recht unklaren Zukunft, die schon halb zur unklaren Gegenwart gehört.

Aus allgemeinen Feststellungen dieser Art lassen sich nur allgemeine Schlussfolgerungen ziehen. Eine Epoche wahrhaften Friedens wird z. B. gewiß nur durch die Zusammenarbeit und gemeinschaftliche Zielsehung vieler Völker herbeigeführt werden können. Wenn die ganze Menschheit gleichzeitig in das gleiche Schicksal gerissen wurde, so werden nunmehr auch Klärung und Aufstieg in die Ordnung eines neuen Zeitalters ganz gewiß nicht anders als gemeinschaftlich zu vollziehen sein. Es ist utopisch, seine Suppe allein am Weltbrand kochen und sie in Sicher-



heit löffeln zu wollen. Zusammenarbeit zwischen vielen Völkern ist aber überaus schwierig. Sucht man doch wie in der Kinderstube die Urheber seiner eigenen Schwierigkeiten zunächst immer beim bösen anderen! Unter dieser, den Haß nährenden Tatsache hat Deutschland, dieses geographische Zentrum des politischen und geistigen Weltaufstiehs, besonders und oft ungerecht genug zu leiden. Aber uns soll es fern liegen, nun unsererseits die meiste Schuld bei den anderen zu suchen.

Solche und ähnliche allgemein philosophischen Feststellungen sagen indessen recht wenig über Armeekorps, Grenzen, Staatsformen, Bilanzen, Lebensmittel-mengen, Währungen, politische Persönlichkeiten, Kabinettsumbildungen und ihre Folgen, Revolutionen der näheren oder der fernerer Zukunft aus, nichts über Feldherren, Weltanschauungen und Systeme. Es sind aber diese Mosaiksteine des Weltgeschehens, welche das Auge des Durchschnittsmenschen vorzugsweise sieht und aus deren Zusammensetzen zu einer Art von Geduldspiel er die politischen Rätsel lösen möchte, vor allem auch das eine große, ob wir sehr bald wieder in einen Krieg gerissen werden. Je nachdem, ob Eden oder Chamberlain gerade im Spiel sind, wird dann anders orakelt. Von diesem Krieg der Zukunft möchte man auch wissen, in welcher Bündniskonstellatation, unter welchen taktischen und strategischen Bedingungen, ob er vor oder hinter der großen Befestigung, vorwiegend auf der Erde oder in der Luft geführt werden wird, ob er eher durch Blockade und durch wehrwirtschaftliche Manipulationen als durch blutige Schlachten gekennzeichnet wird, und wie die Erfolgsaussichten für die einzelnen Teilnehmer liegen. In kaum einem anderen Zeitalter sind so viele Fragen von erfahrenen Fachleuten sachgemäß in allen Einzelheiten behandelt und mehr oder weniger bestimmt beantwortet worden. Vieles von dem, was festgestellt wurde, ist zweifellos richtig. Man kennt ja die Wehrtechnik, die Methoden der Propaganda, das Gewicht und die Taktik staatsmännischer Äußerung Pro und Kontra, die wehrpolitischen Organisationen, die Stimmungen, den Verlauf vieler politischer, selbst „geheimer“ Vorgänge. Erinnern wir uns nur etwa daran, in welch erstaunlicher, kaum zu überschätzender Weise England seine Wehrwirtschaft organisiert, die Hilfsmittel fast der ganzen Welt herbeischafft, um auf lange Sicht dem größten und längsten auch nur denkbaren Krieg standhalten zu können. Seien wir überzeugt, daß England genau Bescheid weiß, wie es bei allen übrigen Völkern wehrwirtschaftlich steht, und daß es glaubt, vor allem infolge seines folgerichtigen wehrwirtschaftlichen Aufbaus siegen zu müssen. Aber gegen welchen Gegner richtet sich eigentlich diese gigantische Organisation der englischen Wehrwirtschaft? Hier beginnt die Spekulation, beginnt das Schwanken zwischen Sorge und Hoffnung. England rüstet, soviel kann man bestimmt sagen, gegen Möglichkeiten der einen oder der anderen Art, gegen viele aus dem Schoß der Weltkrise entspringende Überraschungen, Zufälle, Konstellationen. Läßt sich heute schon mehr sagen? In dem unerhörten Zusammenspiel geistiger, wirtschaftlicher, militärischer, psychologischer Faktoren der Weltpolitik können selbst die geschicktesten Köpfe in Zweifel und Wirrnis geraten. Was ist denn überhaupt noch mit einiger Sicherheit analysierbar und



wißbar? Von der Handgranate bis zur Propaganda zwar sind die Zusammenhänge klar. Darüber hinaus, im Schicksalsraum selbst, tapen wir fast blind umher. Seine Majestät der Zufall tritt mit auf den Plan! Nie war eine solche Menge möglicher Zufälle mit im Schicksalspiel. Und Zufälle vermögen weise Propheten zu Narren und prophetische Narren zu bewundernden Weisen zu machen. Soll man festzustellen wagen, daß es, wie seit Jahrhunderten, auch heute wieder um nichts anderes als um das europäische Gleichgewicht geht?

Wir wollen nicht darüber spekulieren, wie die Mächte gegenseitig verpflichtet sein mögen, was ihre einzelnen ideologischen, wirtschaftlichen, territorialen Ziele und Gegensätze sind, wie sich die neuartig organisierten und ausgerüsteten Heere bewähren und schlagen werden, was die taktischen und strategischen Erwägungen von heute in Wirklichkeit morgen bedeuten. Man ist im eigenen Volk befangen, und Irrtümer können nicht ausbleiben. Es sei nur daran erinnert, wie sehr man sich während des englisch-italienischen Konfliktes über die Unvermeidbarkeit des Krieges, den Kriegswillen, die Rüstungen irrte, und wie heute, selbst nach der mit lebhafter Hoffnung begrüßten englisch-italienischen Aussprache die Lage wiederum undurchsichtig genug bleibt (wahrscheinlich deswegen, weil sie auch für die leitenden Staatsleute undurchsichtig blieb und wegen der Unzahl mitsprechender Faktoren nicht ungern in einer gewissen Schwebe gelassen wird).

★

Von den konkreten politischen und militärischen Fragen eines engeren Zeitabschnittes ist unsere philosophisch-geschichtliche Frage, ob es überhaupt bald wieder größere Kriege geben wird, unabhängig, und man kann versuchen, sie auf Grund der allen Völkern gemeinschaftlichen Schicksalslage zu beantworten.

Wer fragt, ob es in Zukunft europäische Kriege geben wird, dem antwortet man am besten mit einer Gegenfrage: Bist du wirklich davon überzeugt, daß es in aller Zukunft keine Kriege geben wird? Nur wenn du diese Frage verneinst, also einen großen Krieg überhaupt nicht für möglich hältst, kannst du behaupten, daß auch Europa bald keine größeren Kriege mehr zu erleben braucht.

Man spricht viel davon, daß die Erfahrungen des Weltkrieges neue Kriege verhindern. Es fragt sich, ob es sich um eine grundsätzliche Neueinstellung oder nur um ein Zaudern und Zögern handelt. Wie dem auch sei, jedenfalls spielt die entsetzliche Vorstellung, einen neuen Krieg entfesseln zu müssen, eine überaus wichtige Rolle, so daß manche Ursachen, die früher unweigerlich Kriege ausgelöst hätten, in den letzten Jahren keine Kriege hervorriefen. Man schluckt unbegreiflich viel hinunter, ehe man einen Krieg erklärt. Kaum ein anderes Zeitalter war so reich an Kriegursachen und so zögernd beim Kriegsentschluß. Der Weltwiderwille gegen den Krieg hat die Ungerechtigkeit und Torheit des Versailler Friedens zum großen Teil ausgeglichen. Es konnte bei der herrschenden Antikriegsstimmung für die Ententemächte noch keine Kriegursache darstellen, diesen historisch schon zusammengebrochenen Vertrag mit Gewalt zu verteidigen.

Man darf also bis zu einem gewissen Grade damit rechnen, daß früher als kriegsauslösend angesehene Ursachen heute nicht mehr zu Kriegen führen,



aber morgen sind vielleicht neue Kriegursachen aufgetaucht, und der endgültige Untergang von Versailles schafft ganz neue psychologisch-politische Ausgangsorte. Vergessen wir zudem nicht, daß seit dem Weltkriege bis zum japanisch-chinesischen Krieg immerhin eine Reihe großer und blutiger, wenn auch nicht eigentlich europäischer Kriege geführt worden sind! Sie beweisen, daß es in der Welt grundsätzlich beim Krieg geblieben ist, daß man auch heute noch kein anderes Mittel an seine Stelle zu setzen verstand, und daß wir sonach töricht wären, europäische Kriege für unmöglich zu halten. Neue Kriege sind sogar sehr wahrscheinlich, und sei es nur darum, weil der Spannungszustand als unerträglich empfunden wird, weil man seit Jahren einem Krieg nach dem anderen ausgewichen ist und nun hilfloser ist als je, wie man denn nun endlich doch ans Ufer der neuen Zeit eines echten Friedens hinübergelangen soll. Ganz irrational, ganz ohne einleuchtende rationale Kriegursache, die dann freilich auch jederzeit vorhanden wäre, kann in solch überhitztem Zustand jederzeit ein Krieg ausbrechen. Starrt die Welt nicht von Ansprüchen, Problemen, rätselhaften und gefährlichen psychologischen Situationen, von ungeheuren, sich innerhalb der Völker vollziehenden Machtverschiebungen, Machtverschiebungen ohne Krieg — stauen sie nach altpolitischer Auffassung nicht Kriegursachen an wie vor einem Wehr?

Daß der Anschluß Österreichs keinen Krieg auslöste, ist kein Zufall. Hier handelte es sich um etwas, das, wie alle Welt fühlte und wußte, den Deutschen in der Tat zustand. Aber wie, wenn irgendwo in der Welt bei irgendeinem Volk Ansprüche sich anmelden, die nicht so klar auf moralischem und rechtlichem Boden stehen? Wieviel Streitfälle gibt es überhaupt, bei welchen man den Gegenspieler auch nur halbwegs von der eigenen Rechtsauffassung überzeugen könnte?

Die Völker „wollen“ gewiß keinen Krieg. Aber sie schaffen nicht die Voraussetzung dafür, einen Krieg nicht schließlich doch wollen zu müssen. Die Völker verzichten ja auf nichts, was ihnen vermeintlicherweise zusteht. Wenn sie es tun, fühlen sie sich schwach, decadent und in ihrem Prestige bedroht.

★

Die Technik hat die Völker zweifellos einander nähergerückt. Ein fortschrittlicher Optimismus hat früher einmal geglaubt, daß Näherrücken Friede bedeute. Aber die psychologischen Wirkungen sind recht andere. Wir sehen ganz nah die Großbilder des fremden Anderssein und Anderswollen, wir leben Schulter an Schulter im technischen Raum und spüren mehr als je den heißen Atem der Gefahr. Nur Abstand läßt sich überbrücken. Nun aber stecken wir mit allen Problemen i n e i n a n d e r, weswegen ja auch jeder Krieg sich gegen einen selbst kehrt. Das Brückenschlagen ist vorbei. Das Zueinander erfordert eine andere politische Technik als das Nebeneinander. Das Zeitalter ist auf der Suche nach diesem neuen Verfahren. Genf hat versagt. Wir leben im zwanzigsten, nicht im neunzehnten Jahrhundert. Es ist verzweifelt schwierig, jetzt schon ausführen zu wollen, worin denn diese neuen Verfahren bestehen werden. Der Nationalismus unserer Zeit ist vorderhand auf die Vereinigung des eigenen Volks



gerichtet. Aber schon greift — noch sehr unklar — etwas von dem neuen Stil in die übernationale Sphäre hinüber.

Trotzdem scheint Friede — echter großer Friede — mehr als je erst nach einer großen Auseinandersetzung denkbar zu sein. Vorher nimmt offenbar der Wahn kein Ende, daß man immer im Recht sei und der andere im Unrecht. Dieser Glaube nährt den Forderungswahn, und so entsteht der Verteidigungskrampf gegen vermeintliche Angriffe von überall. Wenn nicht die Idee des Friedens mächtiger wird als alles das, was dem Kriege dient, wie sollte denn der Friede werden, den die Welt braucht? Aber liegt denn in Europa die Idee des Friedens nicht schon in der Luft? Dem Willen zum Krieg ist der Wille zum Frieden in der Tat als Kennzeichen der Epoche beigeordnet. Kein Wunder, daß diese erstaunliche neue Tatsache Verwirrung hervorruft. Man hat noch nicht die Mittel und Einrichtungen gefunden, um den Krieg oder wenigstens eine unerhörte Rüstung enthalten zu können. Viel zu viele Fragen sind ungelöst: die Territorien sind nicht bereinigt, die völkische Idee als Idee der Epoche bei mehreren Völkern nicht verstanden, Systeme und Propagandaapparate kämpfen gegeneinander. Schließlich tritt zu allem, wie gesagt, die einzigartige Weltlage, treten psychologische Spannungen und unberechenbare Faktoren. Welch gefährlich-verheißungsvolle Lage zwischen einem jenseits von allem Pazifismus liegenden Streben nach Frieden und einer Art von verzweifelter Unfähigkeit, diesen neuen Zustand ohne Krieg herbeizuführen! Die Lage ist so widerspruchsvoll, daß es zuweilen nicht ungefährlich ist, auch nur den Widerspruch aufzudecken. Könnte das nicht die Energie des kriegerischen Vorgehens lähmen, die erforderlich ist, um sein Volk zu schützen?

Widersprüche sind indessen nicht dazu da, um verewigt zu werden oder gar um aus der Qual der Lage wieder die Münze kleiner politischer Vorteile zu schlagen. Sprechen wir aus, daß es zum mindesten sehr tragisch ist, nach Frieden zu streben, wie es Europa im Grunde tut, und dabei gezwungen zu sein, aufzurüsten, nicht nur im eigentlich militärischen, sondern ebenso im geistigen Sinn. Weniger die Tatsache des materiellen Rüstens steht dem Frieden im Wege, als die Unmöglichkeit, wirksam aufzurüsten, wenn man nicht den Wehrwillen des ganzen Volkes erweckt. Aber das kann man nur tun, wenn man überzeugt ist, daß die Aufrüstung notwendig ist. Umgekehrt haben Abrüstung und Schwächung des Wehrwillens ganz gewiß niemals im geringsten dazu beigetragen, Kriege zu verhindern.

Verheißungsvoll bleibt, daß der Friede als großes Hauptziel überall ehrlich ersehnt wird, und daß man hoffen kann, daß ein Krieg, wenn er wirklich kommen sollte, um die Idee des europäischen Friedens geführt und derjenige besiegt wird, der dieser Idee abhold ist. Bewußt oder unbewußt also wird der kommende Krieg den Charakter eines Ringens um die Idee eines allgemeinen Friedens tragen, und dieses kriegerische Ringen vieler Völker um den Frieden scheint die nächste Phase der Weltgeschichte zu sein. Nur freilich weiß man nicht, wohin die einmal entfesselte Kriegsfurie die Völker tragen wird.

Eine der gefährlichsten Klippen ist, daß die politischen Ideen der Völker zu



sehr auseinandergelaufen sind, daß alle Völker von Schwierigkeiten in Atem gehalten werden, deren Ursachen sie im Benehmen der anderen Völker, beileibe nicht im eigenen Volk erblicken, daß sie ferner alle eine Reihe von Opfern bringen müßten, die zu bringen sie nicht willens sind. Aber ohne Opfer ist in dieser Welt nichts zu erreichen, zum wenigsten nicht das große Ziel des echten europäischen Friedens.

Seien wir darauf gefaßt, Krieg erleben und bestehen zu müssen. Seien wir zugleich auch in dieser Hinsicht getrost: es würde sich um den Krieg handeln, der bewiese, daß wirklich ein Friede echter Art kommen muß. Die Zunahme der technischen Rüstung allein schafft den Krieg nicht aus der Welt. Der seelische und geschichtliche Zustand der Menschheit hinkt — das ist ja oft geäußert worden — hinter der technischen Entwicklung her. Heute stehen wir fassungslos vor der erschreckend großen Aufgabe, einen Weltzustand, der noch in voller Gärung ist, in Übereinstimmung zu bringen mit Gesetzen der neuen Welt, die wir noch gar nicht genügend erkannt haben. Diese Aufgabe erfordert Männer, die sehr weit über die Beschränkung der altpolitischen Zustände und die Grenzen des eigenen Volkes hinausblicken. Vielleicht ist unsere Kriegsahnung trügerisch. Vielleicht finden die großen Politiker schon bald den Weg des Friedens. Aber verschweigen wir nicht die Kriegsgefahr! Der Sache des europäischen Friedens ist besser gedient, wenn man die Wahrscheinlichkeit eines Krieges sachlich feststellt, also sich zum Realismus bekennt und dann gerade aus diesem Realismus das Ideal des Friedens aufstellt, als wenn man sich über den erschütternden Ernst dieser Monate täuscht und mit einem Friedensideal hausieren geht, das nicht übereinstimmt mit dem Zustand der Welt und der Menschheit. Der Pazifismus alter Art war vertreten von unsachlichen Idealisten, die der Sache mehr schaden als nützen. Das Ideal des Friedens besteht auch für uns, ein Ideal, das viel schwieriger und langwieriger zu verwirklichen ist, als man früher dachte.

★

So wie sich die Dinge heute darstellen, könnte ein Krieg in Europa ebensogut von heute auf morgen, wie in einigen Jahren oder irgendwann zwischen heute und 1945 losbrechen. Es gibt Faktoren, die Anhaltspunkte für eine annähernde Berechnung zu bieten scheinen, z. B. Stand und Entwicklungen der Rüstungen, Fragen der Wehrwirtschaft, die Rohstofflage, die Finanzfrage, allgemeine wirtschaftliche Probleme, die mehr oder weniger lenkbare psychologische Lage von Volksgruppen, die Kriegslage im Fernen Osten und in Spanien. Aber nur wenig davon ist wirklich unzweideutig und terminmäßig einzuordnen, abgesehen von der schon erwähnten Macht des Zufalls. So bleibt im wesentlichen immer wieder nur der Hinweis auf die tatsächlich vorhandene unglaubliche Spannung.

Aber wer wollte die Möglichkeit ausschließen, daß durch psychologische und politische Wandlungen im Verhältnis von Volk zu Volk (derartiges haben wir schon erlebt) eines Tages eine ganz neue Lage auftritt, daß auch ohne Krieg auf viele Jahre hinaus so etwas wie ein europäischer Friede sich gleichsam aus der fürchterlichen Gärung dieser Jahre entwickelt? Sind die großen Staatsleute viel-



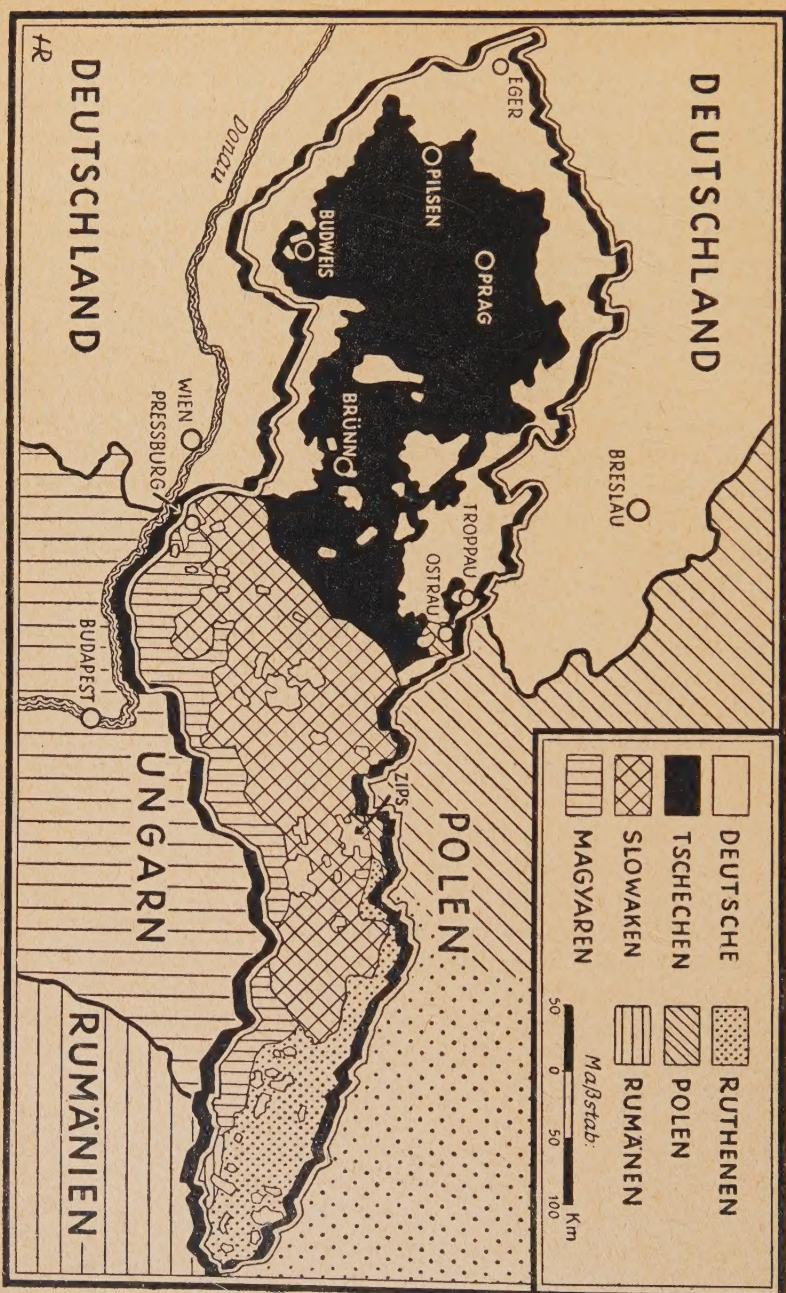
leicht schon von diesem Plan erfüllt? England und Italien haben verhandelt. Allen Propheten zum Trost hat es den oft und für einen bestimmten Zeitpunkt vorausgesagten Krieg im Mittelmeer bis jetzt nicht gegeben. Indessen hat gerade auch dieser Fall gezeigt, wie schwierig es ist, so gewaltige Spannungen und Probleme ohne Krieg aus der Welt zu schaffen. Denn noch hängen schwere Wolken über dem Mittelmeer, noch sind die Würfel mancher Entschlüsse offenbar nicht gefallen, noch ist das Bild der europäischen Neugruppierung nicht klar. Für keinen Staatsmann ist es leicht, sich gegen ein Volk oder für ein Volk zu entschließen, weder bequem, ein Bündnis zu schließen, noch ratsam, es abzulehnen. Sollte das nicht ein verheißungsvolles Anzeichen dafür sein, daß es auf die eine oder andere, aus dem Geist der Zeit zu erarbeitende Weise doch zu einer größeren, die europäischen Mächte umfassenden Übereinstimmung kommen könnte? Wird die nie abreißende Gefahr alle auf einen gemeinsamen, wenn auch sehr unbequemen Pfad zu lenken vermögen?

Man kommt zu qualvollen Erwägungen: soll man in der Annahme, daß der Krieg unvermeidbar ist, ihn bald wünschen, um bald in jene Epoche einzutreten, in der man um Frieden, um nichts als Frieden als dem größten Problem des künftigen Europa ringen muß? Soll man alles tun, um den Frieden zu wahren in der gerade im heutigen Deutschland gerechtfertigten Hoffnung, daß auch ohne Krieg jener überraschende, ganz neuartige geschichtliche Prozeß auftreten werde, der den Krieg ausschließt?

Es wäre Torheit und unfruchtbarer Leichtsinn, die Vorstellung vom Kriege einer baldigen Zukunft beiseiteschieben zu wollen. Man muß ihm ins Auge sehen, denn kein lebender Mensch, keine Gruppe von Politikern, kein Volk hat es allein in der Hand, ihn zu verhindern. Aber es ist weder Torheit noch sträflicher Leichtsinn, zu behaupten, daß inmitten dieser Gefahr die Idee des europäischen Friedens mehr als jemals in den Herzen der Völker lebt.



# Die Karte des Monats



Die Aufammenlegung der Bevölkerung in der Tschechoslowakei

14,5 Millionen Einwohner, 48 % Tschechen, 16 % Slowaken, 3,5 Millionen Deutsche, 700 000 Magyaren, 500 000 Ruthenen, 82 000 Polen, 200 000 Juden



# Jenseits von Weltgeschichte

Vor einem Jahre haben wir an dieser Stelle das Problem der Weltgeschichtsschreibung an der Geschichtsphilosophie Spenglers dargelegt und zu zeigen versucht, daß Spengler in dem tiefempfundenen, unwiderruflichen Gegensatz der Außenwelt zur eigenen Innenwelt, d. h. dem Gewordenen, dem Vollendeten zum Werden, zum Möglichen die äußersten Grenzen wissenschaftlicher Erkenntnis für Geschichte erreicht hat. Aus diesem Gegensatz entsteht die Angst, die Weltangst; daß sie das Urgefühl einer jeden Kultur ist, das erkannt zu haben, ist das große und einmalige Verdienst Spenglers. Zugleich aber gewinnt Spengler aus diesem neuen Zeitbegriff „die eigentliche Daseinsart des Urphänomens“, das die „Kultur... aller vergangenen und künftigen Weltgeschichte ist“, das *Schicksal*. Hier aber ist die Grenze menschlicher Geschichtswissenschaft, die der Historiker nicht überschreiten darf, wenn er nicht ins Bodenlose fallen will. Spengler hat das Problem der Relativität in der Geschichtswissenschaft ausgeschöpft, indem er, wie wir sagten, mit nachtwandlerischer Sicherheit die beiden Urmaßstäbe: den der historischen Zeit und den Größenmaßstab, der uns durch die Stärke und Reichhaltigkeit der zu verwirklichenden Möglichkeiten gegeben ist, bestehen ließ. Mit seinem Begriff *Schicksal* drang er bis an die ewige Beharrlichkeit der Urphänomene und damit zu der absoluten Größe in allem Wandel — im Lebendigen.

Indem Spengler nur bis an die ewige Beharrlichkeit der Urphänomene gelangte, blieb er in der Welt der Tatsachen, im Diesseits: „Es gibt keine Brücke zwischen der gerichteten Zeit und dem Zeitlos-Ewigen, zwischen dem Gang der Geschichte und dem Bestehen einer göttlichen Weltordnung...“ Alle menschliche Wirklichkeit, die „Geschichte des Menschen im ganzen“ ist nur in der gerichteten Zeit erkennbar und damit ist zugleich die Grenze des menschlichen Erkenntnisvermögens gegeben. Einen ewigen Sinn, einen Sinn schlechthin in der Weltgeschichte zu erforschen, zu erkennen ist unmöglich, nur der rationalistische Geist der Spätzeiten glaubt durch alle möglichen Spekulationen weiter vordringen und mit Worten wie etwa Entwicklung, Darstellung des absoluten Geistes usw. den eigenen Schatten überspringen zu können. Im Diesseits gibt es nur Bedeutungen in den Erscheinungen und Ereignissen und höchstens in dem Urphänomen Kultur, aber es sind vergängliche Bedeutungen, die mit der Vollendung des Möglichen zum Gewordenen vergehen.

Allein schon mit der Abgrenzung der Weltgeschichte, des Diesseits, gibt Spengler — zunächst rein begrifflich — ein „jenseits von Weltgeschichte“ zu. Soweit ich sehe, ist diese Frage in der abendländischen Geistesgeschichte von zwei Männern nicht nur bis in ihre letzte Tiefe, sondern auch bis in ihre letzte Konsequenz durchdacht worden. Wir werden zum Schlusse unserer Betrachtung sehen, ob sich Spengler einem dieser beiden Männer, ohne ihn gerade zu nennen, zuwendet. Die beiden Männer sind Martin Luther und Friedrich Nietzsche, bei

ihnen wird die Zentralfrage alles menschlichen Forschens und Nachdenkens, die heute wieder brennender denn je geworden ist, nach den beiden grundverschiedenen Möglichkeiten offenbar. Beide haben sich dieser Frage: dem Problem der Transzendenz oder der jenseitigen Verankerung aller irdischen Wirklichkeit nicht nur denkerisch bemächtigt, sondern sich ihr in ihrer eigenen, ganzen Existenz gestellt, mit ihr gerungen bis zur völligen Klarheit. Der Gegenwart, die sich der beiden Männer zur Darlegung ihrer parteiischen Eintagsinteressen bedient, muß das verschlossen bleiben, weil sie auf der Flucht vor dieser Frage ist.

Luther und Nietzsche haben die Verlogenheit aller Menschheitsideale erkannt, die weiter nichts wie Göken sind: für die einen zur Durchsetzung ihrer Privatinteressen, ihrer Herrschaftsgelüste, für die anderen, um sich über den Ernst und die Furchtbarkeit der Lage hinwegzutäuschen. Sie durchschauten das Geschehen und erkannten es als ungeheure Tragödie der Menschen, der gegenüber aller Optimismus nicht nur Widerspruch ist, sondern wie Hohn wirkt. Luther hat einmal gesagt: „Wenn du es ansiehst, ist die Welt ein wütender Hund, der eitel blutig Zähne hat“, und in einer Predigt den höchst anstößigen Satz geprägt: „Vor der Welt mag ich fromm sein und alles tun, was ich soll — vor Gott aber ist es nichts als Sünde.“ Weder Luther noch Nietzsche ließen sich durch Hochziele, die das sittliche Streben der Menschen lehrten, noch durch irgendwelche „absolute“ Werte täuschen. Sie haben beide — um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen — die Relativität der Erscheinungen und Ereignisse der Geschichte erkannt, waren in bezug auf die Schöpfungen des menschlichen Geistes mit Nietzsche gesprochen Nihilisten. Damit aber gerieten beide nicht nur bis an das Ende des Diesseits, sondern darüber hinaus in das „Niemandland“, zwischen die Linien Diesseits und Jenseits, in ein Gebiet also, aus dem es anscheinend keinen Ausweg gibt — denn hier ist nur Chaos, Tod und Verderben. Man lese nur einmal, was Martin Luther über die Macht und Gewalt des Sataniſchen, des Teufels schreibt, die erst hier ihre wahre Kraft beweist. Man vergleiche dann dazu etwa die Briefe Friedrich Nietzſches, in denen er von der Furchtbarkeit und Grausamkeit der Katastrophe, in die er hineingeraten ist, spricht, wie er sagt: „die sich mit mir vorbereitet“. Alsdann wird man vielleicht ahnen, in welcher ausweglosen Verzweiflung beide geraten waren. Aber nun nahmen sie auch die Lage, in der sie waren, und die Aufgabe, die ihnen damit zugefallen war, viel zu ernst, unerbittlich ernst, als daß sie sich mit irgendwelchen billigen Phrasen oder Spiegelfechtereien daraus befreit hätten bzw. ihr aus dem Wege gegangen wären. War es nun Gnade dem Einen, dem Anderen Verhängnis, war es Fügung oder Zufall, was beiden auf ihrem weiteren Vordringen begegnete? Aus dem Diesseits, aus der Geschichte, werden wir hierauf niemals antworten können — nur wenn wir beiden in die „Zodesregion“, in das Reich resloser Illusionslosigkeit über das Leben, folgen, wird es uns aufgehen und innerlich gewiß werden. In dieser Region versagen alle Ideologien, mit denen sich die Menschen über die Wirklichkeit hinweglügen. Hier gibt es keine Seitenwege mit Hinterpförtchen zu irgendeiner Mystik oder Gottschau, die weiter nichts ist, wie das Jonglieren mit dem Worte „Gott“. Wer bis hierher vordrang, der wird gewahr, daß die Weltgeschichte



eine Tragödie ungeheuren Ausmaßes ist, die einem Ende in rasendem Tempo entgegenstürmt, und daß alle gegenteiligen Meinungen Vogel-Strauß-Politik sind oder menschliche Hybris, die vermeint, das Geschehen selbst lenken zu können.

Martin Luther begegnet der Versöhnung Gottes in Jesu Christo — Friedrich Nietzsche der ewigen Wiederkunft. Martin Luther, an das Jenseits herangekommen, gelangte in die Sphäre des Glaubens, die ihn den grausamen Widerstreit des Diesseits ertragen ließ: Gott ist alles in allem, auch im Satanischen ist er der Alleinwirksame, aber andererseits trägt Gott für die Empörung des Menschen gegen ihn, dafür, daß der Mensch dem Satan folgt und in Schuld fällt, keinerlei Verantwortung oder, mit anderen Worten, die Vergänglichkeit ist die Ordnung des Schöpfers für diesen Aon, andererseits ist „der Tod der Sünde Sold“. Friedrich Nietzsche, ebenfalls an das Jenseits gelangt, begegnet nicht der versöhnenden Liebe Christi — oder wollte er sich ihr nicht ausliefern? Denn wir wollen uns ja davor hüten, zu meinen, Nietzsche habe das Christentum schlechthin bekämpft. Wer das glaubt, hat ihn schlecht gelesen und gar nicht gehört. Er bekämpfte vielmehr jene Illusionisten, die sich mit dem „Christentum“ über den Ernst ihrer Lage und die Tragik des Geschehens hinweghelfen, in irgend etwas hinüberretten wollten. Es fehlte Nietzsche nur die Vorurteilslosigkeit, der erforderliche Aus-Blick, um zu sehen, daß die von ihm bekämpfte „christliche“ Ideologie die gleiche war, gegen die Luther kämpfte und die mit Jesus Christus rein gar nichts zu tun hat. Den Weg zurück hatte sich Nietzsche ebenso wie Luther unmöglich gemacht. Beide hatten alle Brücken abgebrochen, indem sie die Relativität des Geschehens erkannt hatten — man darf vielleicht besser „entlarvt“ sagen. Und so blieb Nietzsche nur eins — wollte er nicht den Selbstmord wählen — auszuharren in diesem trostlosen, hoffnungslosen Niemandsland ohne Wahrheit, ohne Liebe, ohne Gott — ewig, immer. In der „Fröhlichen Wissenschaft“, in dem Aphorismus 341 hören wir das erstemal von diesem Gedanken. Man muß diesen Aphorismus lesen, um das Dämonische, das Schillernde und zauberhaft Versucherische dieser Lehre in ihrem ersten Aufblitzen zu spüren — nachzufühlen. Uns interessiert jetzt nicht die theoretische Begründung der Lehre, sondern uns geht es vielmehr um die Haltung zum Leben, darunter verstehe ich die Auffassung vom Leben, die Welt-Anschauung, die aus dieser Lehre spricht, weil uns dadurch zugleich die Frage nach „jenseits von Weltgeschichte“ deutlich wird. „Ewige Wiederkunft“ sind die Kerkermauern, die am Ende aller Illusionen über Weltgeschichte: „so soll es sein, so möchte es werden“ errichtet sind. Luther ließ sich von Jesus Christus aus dem Kerker führen. Ihm war Jesus, der durch seine Sündlosigkeit unangreifbar den Kampf mit dem Satan gewonnen hatte, Versöhner und damit Führer aus dem Diesseits ins Jenseits geworden: „Du, Herr Jesu, bist meine Gerechtigkeit, ich aber bin deine Sünde; du hast das Meine auf dich genommen und mir das Deine gegeben; du hast auf dich genommen, was du nicht warst, und mir gegeben, was ich nicht war“, so schreibt er 1516. Die ewige Wiederkunft dagegen ist die bedingungslose Auslieferung des Menschen an das Diesseits, ist der Verzicht auf den Weg zu jenseits von Geschichte, und damit letztlich zu einem Jenseits. Ewige Wiederkunft ist der Verzicht auf einen Sinn dieses



Geschehens, vielmehr die Erkenntnis der Belanglosigkeit des irdischen Geschehens, in dem nur das Satanische ewig ist, ist der immerwährende Beginn der Tragödie Weltgeschichte am Ende des fünften Aktes, ist die Bejahung des Zufalls: der Hölle.

Martin Luther und Friedrich Nietzsche sind beide Männer wahrhaft heroischer Auffassung in der abendländischen Geistesgeschichte. Heroisch ist die Erkenntnis, daß die Verharmlosung der Wirklichkeit zu irgendeiner „Entwicklung“, zum Fortschritt, zum „von Natur aus guten Menschen“ Verlogenheit ist. Heroisch ist die Erkenntnis, daß der Mensch in jedem Augenblicke in der Entscheidung vor Gott steht als Sünder, als Empörer gegen Gott, bzw. daß das Leben ein Leben ewig gesteigerten Leides sei. Heroisch ist die Anschauung endlich, daß es nichts „An-sich“ in der Weltgeschichte, der Geschichte des Menschen, gibt, keine absoluten Werte, keinen absoluten Standpunkt. Heroismus ist das Ringen Luthers, um einen gnädigen Gott und der Weg durch das Niemandsland zum Reiche Gottes und ebenso der Entschluß Nietzsches, deshalb gefährlich zu leben, d. h. ohne jenen lächelnden Optimismus der vielen, um in dieser Hölle Weltgeschichte ewig aus-harren zu können. Er hat es selbst mit einer Hölle verglichen.

Wie ein Rätsel mutet es an, daß diese Einsichten und Ausblicke der beiden wahrlich großen Männer verlorengingen, ja verschüttet wurden von einer eudämonistischen Auffassung des Lebens sowohl, als auch von einer durchaus optimistischen Auffassung menschlichen Geistes, menschlichen Wirkens. Daher scheint es wahrlich nicht verwunderlich, daß der Mann, der die Ausblicke zu einem Überblick machte, der diese Erkenntnisse der beiden nicht nur geschichtlich untermauerte, sondern die Weltgeschichte mit diesen Fragestellungen durchschaute, auf fast restloses Nichtverstehen stieß und noch stößt: Oswald Spengler. Er stellte die Weltgeschichte dar, wie sie ist — und nicht, wie sie sein sollte, wie sie sein wird — und nicht, wie sie sein möchte. Wir haben seine Forschungsweise und Forschungsart einer Weltgeschichtsschreibung vor einem Jahre hier umrissen. Heute interessiert uns nur eine Frage; gibt es für ihn ein „jenseits von Geschichte“? Was wir darunter verstehen, wird im Verlaufe unserer Abhandlung klargeworden sein. Oder noch genauer auf unsere bisherige Erkenntnis angewandt: endet seine Geschichtsphilosophie bei Luther oder Nietzsche?

Wir stehen nun allerdings einem zunächst recht Zwiespältigen gegenüber. Auf der einen Seite erkennt Spengler die „Geschichte des Menschen im ganzen“ als Tragödie, deren Thema die Empörung des Menschen gegen Gott, die Hybris des Prometheus ist. Der Mensch will Gott selbst sein. Das ist aber die Erbsünde des Menschen, die in ihrer ganzen Furchtbarkeit gesehen und auf die äußerste Spitze getrieben zu haben allein das Verdienst Martin Luthers ist. Die Erbsünde ist nicht nur das Fehlen der Gottes-Furcht und des Gottes-Glaubens, sondern die Begierde, Gott zu ersetzen, sich Gott gleichzusetzen und letztlich Gott selbst zu sein und damit sich und seiner Hände Werk anzubeten. Die Auslegung der bekannten Sündenfallegeschichte in 1. Mos. 3 in diesem Sinne ist durchaus nur evangelisch. In der Erkenntnis dieses Themas der Weltgeschichte sehen wir den Protestanten Spengler. Auf der anderen Seite aber steht Spenglers scharfe Abgrenzung zur Religion, zur wahren Religion, zum Christentum und seine Fußnote dazu, daß



sich der Zwiespalt zwischen dem Gange der Geschichte, der Welt der Tatsachen, dem Diesseits und einer göttlichen Weltordnung, dem Reiche Gottes, nie überwinden lasse. Darin sehen wir den exakten Philosophen, der sich bescheidet bei dem, was Menschenvermögen leisten kann. Und doch löst er diesen Zwiespalt. Er löst ihn nicht auf der Ebene des Wissenschaftlers, des Historikers, denn da besteht er und wird ewig bestehen — höchstens für Phantasten und Schwächer nicht. Er löst den Zwiespalt auf der Ebene der geistigen Führung und damit Vorauschau.

Spengler löst den Zwiespalt nicht im Sinne Nießsches: Geschichte ist etwas Einmaliges. Das Drama beginnt nicht wieder am Ende des fünften Aktes von vorn, weder in der einzelnen Kultur noch in der Weltgeschichte, sondern der fünfte Akt ist das bittere Ende. Wir können aber auch nicht sagen, daß Spengler diesen Zwiespalt im Sinne Luthers löst, sondern er weist nur den Weg dorthin, wo allein die Lösung möglich ist: jenseits von Geschichte in der Sphäre des Glaubens; und zwar des Glaubens Martin Luthers. Spengler weist den Weg zum Christentum, und als Protestant zum evangelischen Bekenntnis. Du suchst den Weg jenseits von Geschichte, durchs Niemandland, gut — „dann nimm dein Gesangbuch und gehe in die Kirche“, schlage deine Bibel auf. Du meinst, es gibt kein jenseits von Geschichte, gut — aber dann sei nicht so feige und öffne dir mit irgendwelchem Religionsersatz oder dem „Konfuzius auf Wüttenpapier“ Hinterepförtchen, die nirgends hinführen, sondern nur zum Herumlügen über die tatsächliche Lage dienen. Und deshalb fordert Spengler für die Jugend, die sich durch überragende Beherrschung eines gründlichen Wissens und durch Können auszeichnen muß, falls sie in diesem Jahrhundert entscheiden will, daß „Religion ehrlich, ernst, stark... zu Worte kommen soll. Eine Anstalt, die von schlichter Frömmigkeit durchdrungen ist, wie es früher viele gab, ja — aber durch Halbheiten, ‚dogmenlosen Moralunterricht‘, ‚Weltanschauungslehre‘ oder wie man den Ersatz von Religion durch das Feuilleton sonst nennen will, sollten junge Menschen nicht zu Literaten erzogen werden“. Die Worte erinnern an die tiefernste und mahnende „Predigt“ Luthers, „daß man Kinder zur Schule halten sollte“, vom Jahre 1530, in der Luther zum Schlusse sagt, wir hätten das Evangelium und Predigtamt, aber es würde verlästert, verdammt, und dann wörtlich: „Wenn's so soll in deutschen Landen gehen, so ist mir's leid, daß ich als Deutscher geboren bin und jedenfalls deutsch geredet oder geschrieben habe... Ich bitte Gott um ein gnädiges Stündlein, daß er mich von hinnen nehme und nicht sehen lasse den Jammer, so über Deutschland gehen muß.“

Das Schicksal ist in der Welt-Geschichte das Urphänomen. Selbst nicht mehr wissenschaftlich erklärbar, ist es darum die Grenze menschlicher Geschichtswissenschaft, bis an die uns Spengler als Historiker heranführt. Mit seiner Wegweisung nach „jenseits von Weltgeschichte“ — nicht in das Jenseits — er weist uns eben dorthin, wo wir den Herzschlag des Schicksales hören. Ob wir den Rhythmus dieses Schlages verstehen oder nicht, entscheidet über unsere Zukunft, ist Gnade oder Verhängnis: Luther oder Nießsche!



# DIE EWIGE WIRKLICHKEIT

## Aus dem Alltag der Antike

Als Winckelmann, Goethe, Humboldt, Schiller die Griechen und Römer uns zu Vorbildern edlerer Menschlichkeit setzten, schien es ihnen, als hätten jene in einer Märchenwelt gelebt, wo die Pflege der Schönheit und Weisheit das Sinnen und Trachten aller ausschließlich beschäftigte. In diesem Geiste wurden wir hundert und mehr Jahre lang auf den gelehrten Schulen mit den Schriften und Werken der Alten bekanntgemacht. Je mehr wir Deutsche uns während des 19. Jahrhunderts vom Geiste der Goethezeit entfernten, je mehr wir uns dem Alltag zuwandten als Gestalter des Staates und der Wirtschaft, als Entdecker, Erbauer und Erfinder auf dem Boden der Erde, desto weniger wußten wir mit einem Zeitalter anzufangen, das, wie es schien, uns nur lehrte, wie der Mensch aus philosophischer Erkenntnis und ästhetischer Schau zu sittlicher Reife gelangt.

Die Antike, einst als ragender Tempel in die Mitte der Welt gestellt, entschwand unseren Augen. Inzwischen waren Männer aufgetreten wie Niebuhr, Boeckh, Mommsen, Schliemann, die forschend und grabend uns ein anderes, das wahre Antlitz der Antike zeigten, das herber, gewaltiger und ergreifender ist als jenes idealisierende Abbild aus der Goethezeit. In fortgesetzten Forschungen traten die wahren Züge der Antike immer klarer ans Licht, und erst heute sind wir vielleicht so weit, daß wir das Einmalige, Unverwechselbare, die Realität ihrer seelisch-leiblichen Existenz spüren. Wir müssen die Antike heute neu für uns erobern. Dann werden wir überrascht zugeben, daß sie gerade uns als Kinder eines auf die Wirklichkeit gerichteten Sinnes in vielem verwandt berührt.

Die Antike ist nicht von unserer Welt wie durch einen Abgrund getrennt, sondern vom Altertum her haben allerhand Ströme des Geistes durch das lateinische Mittelalter oder von der neu belebenden Renaissance her bis zu uns ihren Weg gefunden. Auch haben die Alten auf vielen Gebieten bereits den Stand der Entdeckungen erreicht oder sind ihm nahegekommen, der die Neuzeit kennzeichnet. Neuzeit und Altertum sind z. B. die beiden Blütezeiten der Technik. Gegenwart und Antike stehen einander überhaupt in vielem näher als Gegenwart und Mittelalter. Vieles ist im Mittelalter verfallen, was das Altertum aufgebaut hatte und was erst die Neuzeit wieder entdeckt oder gestaltet hat, nicht selten oder fast immer an der leitenden Hand der Griechen und Römer. Tausend Jahre und länger sind manche Fäden liegengelieben, ehe der suchende Geist der Menschheit sie wieder fand und an ihnen weiterspann\*.

### I.

Seit einigen Jahrzehnten steht Europa im „Zeichen des Verkehrs“. Bis dahin war es still, gemessen an der Bewegtheit der Antike, deren wissbegierige, geschäftseifrige und planvolle Menschen zweitausend Jahre vor uns einen regelrechten Weltverkehr ausgebaut hatten. Zwar in den Städten selber war nicht

\* Die Zusammenstellung des Folgenden beruht u. a. auf dem Werk von Hans Lamer, „Wörterbuch der Antike mit Berücksichtigung ihres Fortwirkens“ (Kröner, Leipzig 1933), das jedem Freund der Geschichte warm empfohlen sei; ferner auf den verdienstvollen Veröffentlichungen des Verlages Ernst Heimeran in München über antike Technik, Heilkunde, Küche und Mode, über Buchhandel und Stenographie der Antike, über griechische Frauen, pompejanische Inschriften usw.; auf den lebendigen Schilderungen von Th. Vitz, „Aus dem Leben der Antike“ (1918, u. a.), auf dem Buch von Poland, Reisinger, Wagner, „Die antike Kultur“ (1922), auf den einschlägigen Abschnitten in Geschichtswerken wie Mommsen und zahlreichen Sonderchriften.



viel Wagenlärm. Die Reichshauptstadt Rom war ein ruhiger Ort. In ihren Straßen durfte am Tage nicht gefahren werden. In Athen gab es noch 1830 nicht einen Wagen. Die Straße diente den Fußgängern. Auf dem Gehsteig klapperten die Sandalen. Selbst die Straßen kleinerer Provinzstädte, wie Timgad, waren gut gepflastert. Säulengänge oder Lauben mit Läden, die gleichzeitig Schatten und frische Luft spendeten, zogen sich an den Hauptstraßen entlang. Prächtig war vor allem der um 270 nach Chr. erbaute Boulevard von Palmyra (in der Syrischen Wüste) mit seinen Hunderten von Säulen, deren jede siebenzehn Meter hoch war. Keine Weltstadt der Neuzeit hat etwas Ähnliches geschaffen. Glänzende Avenuen dieser Art gab es auch anderweit, so in Ephesus, Antiochia und Konstantinopel. Sie verliefen fünf bis sechs Kilometer lang in gerader Linie.

Die Menschen waren gut zu Fuß. Kaiser Hadrian und der Apostel Paulus haben das halbe Reich durchwandert. Eine römische Meile bedeutete tausend (milia) Schritte. Oft trappelte ein Bäuierlein auf seinem Esel durch die Gassen. Noch heute benutzen die Völker des Orients zur Beförderung von Menschen und Lasten lieber Tiere als Wagen. Im alten Rom und im alten Preußen galt Fahren als unmännlich. Cato und Marwitz zogen den Sattel der Kutsche vor. Aus dem Tragstuhl oder Tragbett, das schon Urvölker kennen, entstand die Sänfte. Der erste Europäer in einer Sänfte war Demosthenes. Als bekannter Advokat und Abgeordneter glaubte er, sich diesen Luxus erlauben zu müssen, den die Athener bewunderten. Der Kaiser wurde zu Rom in versilberter Sänfte aus edlem Holz durch die steilen Gassen und Treppen der Stadt herab von seinem Palais zum Rathaus und Gericht auf den Markt getragen. Die Sänfte des Augustus stand stets auf, damit er alles sehen und jeder mit ihm sprechen konnte. Die Sänfte war das Auto der Antike. Wenn durchs Marktgewühl eine elegante Sänfte kam, schauten alle auf. Gleichfarbige, gleichgekleidete Diener trugen sie: blonde Germanen oder braune Mohren.

Wer vom alten Rom aus verreisen wollte, schlug im Reisekurbuch nach. Da waren die Straßen, Posten und Schifffahrtslinien des Reichs verzeichnet. Man konnte sich auch im Reisebüro von Ostia, der Hafenstadt Roms, erkundigen. In all ihren Provinzen ums Mittelmeer haben die Römer prächtige Straßen erbaut, die haussiert oder gepflastert auf geradestem Wege ihrem Ziel zustrebten. Dabei wurden Alpenpässe überschritten, durch Sümpfe Dämme gezogen, durch Berge Tunnel gebohrt. Durch Vespasians Passo di Furlo (vom Jahre 76 n. Chr.) fährt man noch heute. Der Anblick der erhaltenen Tunnel der Antike hat in den modernen Europäern den Gedanken geweckt, es den Römern darin gleichzutun. (1860 Beginn der Durchstichung des Monte Cenero). Tajo und Guadaluquivir wurden von den Römern überbrückt. Cäsar schlug in zehn Tagen die erste Rheinbrücke. Die steinerne Moselbrücke von Trier ist noch im Gebrauch. Über tausend Meter lang war die Donaubrücke Trajans. Karl d. Gr. dagegen ist durch den Main gewatet; er nannte die Stelle „der Franken Furt“.

Auf diesen „Heerstraßen“ zogen die Regimenter in Gewaltmärschen dahin. Man warf sie von einer Grenze zur anderen, wo gerade Bedarf an Soldaten war. Vor Jerusalem hat 70 n. Chr. das Donaukorps gelegen. Über die Straßen

rollten die Eilwagen der Kaiserlichen Post. Sie hielt an den positae mansiones, an den „festgelegten Stationen“. Daher stammt unser Wort „Post“. An jeder Station wurden die Pferde gewechselt. Der Reisewagen- und Postgaul hieß paraveredus, daher unser „Pferd“. Die Reichspost war in erster Linie für die Beamten bestimmt. Nur mit einem solchen „Reichsfuhrwesen“ war die Welt zu regieren. Mit einem permissio durften auch andre Sterbliche die Post benutzen. Die Regierung richtete einen Weltverkehr ein. Mit guten Anschlüssen gelangte man in kurzer Zeit z. B. von Rom nach Wien oder von Paris über Ulm, Augsburg, Regensburg nach Konstantinopel und Bagdad. Der Generalpostmeister bekam jährlich zwanzigtausend Mark Gehalt.

Neben der Post sausten auf den Landstraßen vierspännige gedeckte Reisewagen dahin, gut gefedert, in denen man schlafen und speisen konnte, mit allem Komfort, mit Gepäck, Pagen und Sekretären, denen der Herr Konsul unterwegs seine Korrespondenz ins Stenogramm diktierte. Die schöne Cynthia lenkte selbst ihre zwei gestuften Ponys, wenn sie aufs Land fuhr. Auch Kabrioletts gab es, flinke Zweiräder für Geschäftsreisende, mit Plandach, wie sie der Süden, der Orient und Norwegen noch heute kennen. Wer wissen wollte, wieviel Meilen er täglich zurücklegte, benutzte den von Heron erfundenen *Taxameter*, auf den unsere Zeit im Anschluß an Heron oder selbständig wieder versallen ist.

Auch die Seeschiffe waren bequem eingerichtet und nicht immer klein und eng. Der Apostel Paulus fuhr zusammen mit 275 Passagieren. Der Dreimaster „Syrakosia“ hatte sechzig Zimmer, Sportplätze, Garten, Baderäume und eine Bücherei an Bord. Die Griechen sind als erste darauf versallen, den Schiffern das Fahrwasser zu erhellen. Der Leuchtturm von Alexandria ist das Vorbild aller Leuchttürme der Welt. Der römische Leuchtturm von La Coruña in Spanien ist seit 100 n. Chr. ununterbrochen im Gebrauch. Um die Fahrt von Italien nach Athen und Kleinasien abzukürzen, zog man die Schiffe auf Schienen über die Landenge von Korinth. Auch ein Schifffahrtskanal wurde dort von den Römern begonnen, wobei Seine Majestät — es war Nero — den ersten Spatenstich tat, aber erst in unseren Tagen ausgeführt (1881 — 1893).

Weil das Reich befriedet war, reiste jeder unbehelligt. Tauchten irgendwo Seeräuber auf, so riefen die Einwohner durch (optischen) *Telegraphen* das nächste Überfallkommando der Kaiserlichen Marine an. Längs der ganzen Küste Kleinasiens, Afrikas und Spaniens zogen sich Telegraphenlinien mit Signaltürmen. Man verständigte sich mit verabredeten Zeichen gemäß einem Signalebuch. Der Historiker Polybios war ein so erfinderischer Kopf, daß er ein Zeichenalphabet ersann, mit dem man auch Worte und Sätze übermitteln konnte.

Von den griechischen Städten an der Westküste Kleinasiens und von Konstantinopel aus führten alte Handelswege nach Indien und China. Die Eisenbahn nach Ankara und Bagdad läuft neben der noch begangenen Karawanenstraße her. Die Römer fuhren auch durch den *Suezkanal*, der von König Necho (609 bis 595) unter ungeheuren Menschenopfern begonnen, von Dariusavausch I. (Dareios, 521 — 486) oder unter den Ptolemäern vollendet wurde und nach etwa tausendjährigem Bestehen erst zur Zeit der Araber im 8. Jahrhundert n. Chr.



verfiel. Der Seeweg nach Indien war für die Römer ebenso wichtig wie für die Briten. Den Landweg haben nur die Griechen und auch diese nur vorübergehend (unter Alexander und den Seleukiden) beherrscht. Später lag das Gebiet der feindlichen Iranier zwischen Indien und der Reichsgrenze. Nach den Rechnungen der Grenzzollämter veranschlagte Plinius die jährliche Einfuhr an Drogen, Edelsteinen, Seide und anderen Waren aus China, Indien und Arabien auf zehn bis zwanzig Millionen Mark. Das war der Einkaufspreis, der Verkaufspreis betrug oft das Hundertfache davon, so daß das Risiko einer Seehandelsreise sich lohnte. Es gab sogar ein leider verlorenes Handbuch für Reisende nach China.

Die Menschen reisten viel und gern unter so günstigen und aussichtsreichen Umständen. Nur wer wagte, gewann. Ein griechischer Fabrikbesitzer in Kleinasien erzählt uns selbst, er sei über siebenzimal geschäftlich in Italien gewesen. Kaufleute, Offiziere, Soldaten aus Italien, ja aus dem fernen Orient ließen sich in den neuen Städten an Rhein und Mosel nieder. Köln war bekannt durch seine Erzeugung von Gläsern („Römern“). Auf den Gräbern der Pharaonen haben sich Touristen aus dem Norden verewigt. Eine Berliner in namens Walburg, semnonischen Blutes, lebte zu Assuan in Ägypten, wo auch germanische Regimenter in Garnison standen. Weil Troja als „Metropole“ oder Mutterstadt Roms galt, reisten gebildete Römer gern dorthin, wo Fremdenführer, die man später Ciceroni nannte (wegen ihrer Beredsamkeit), ihnen die „echte“ Leier des Paris und andere Reliquien zeigten. Wer seinen „Pausanias“, den altgriechischen Baedeker, mit hatte, brauchte keinen Cicero. Für das gesparte Trinkgeld konnte er sich Becher als Reiseandenken kaufen. Für Gasthöfe war nicht immer genügend gesorgt, doch hören wir von dem Kurhotel in Epidaurus, das 180 Zimmer hatte. Sonst wurde man bei besseren Privatleuten gern aufgenommen. Wer es sich leisten konnte, verreiste im Wohnwagen mit Wohnzelten. Die Kaiser sollen deren hunderte für sich und ihr Gefolge mitgeführt haben. Auf den Niesenkongressen der alten Kirche, wie sie in diesem Ausmaße erst im 19. Jahrhundert wieder möglich waren, kamen Theologen aller Zungen aus dem Orient, Afrika, Spanien, Italien, Frankreich zusammen.

Als das Römerreich zerfallen war, fuhr man in den germanischen Ländern des Abendlandes überhaupt nicht mehr. Könige, Bischöfe, Frauen reisten zu Ross. Seit den Kreuzzügen fing der Kaufmann wieder an zu reisen. Aber wie? Die alten Straßen der Römer hatte man verfallen lassen. Auf kümmerlichen Wegen ächzten die Frachtwagen dahin, von Bewaffneten geleitet, weil der Staat ohnmächtig war gegen Räuber. Oft blieb die Fuhre im Schlamm stecken. Das Land gehörte hundert kleinen Herren. Alle paar Stunden sperrte ein Schlagbaum den Weg. Da mußte Zoll bezahlt werden, der die Ware verteuerte.

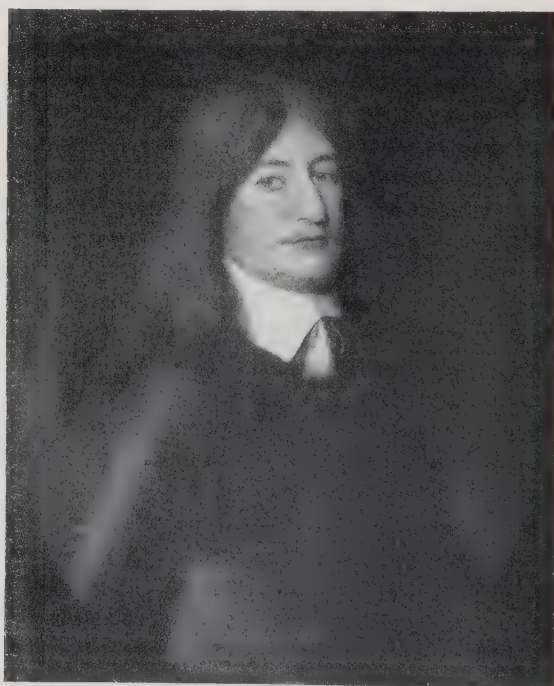
Nach Osten hin blieb das Abendland lange abgesperrt. In den Orient waren die römischen und griechischen Reisenden seiner Zeit weit hineingelangt. Rom hatte mit Peking in unmittelbarem Handelsverkehr gestanden. Später wurde die Welt wieder enger.

## Der Schicksalskampf des Großen Kurfürsten

Einst, in der Zeit machtvollster Entfaltung des mittelalterlichen Kaisertums waren deutsche Kolonisatoren, Ritter und Mönche, Bauern und Bürger über die alte Nordostgrenze des Reiches vorgedrungen, um das schon einmal besessene, aber in dem großen Wendenaufland von 983 wieder verlorengegangene Land jenseits der Elbe aufs neue in Besitz zu nehmen. Die Wiedereroberung gelang. Auf dem rechten Ufer der Elbe wuchsen nun christliche Dome empor, die schlichte feierliche Kirche von Jerichow mit ihren ragenden Türmen wurde von Mönchen erbaut, das Havelberger Bistum wieder gegründet, den Harlungerberg bei Brandenburg schmückte die auf wendischem Heiligtum errichtete Marienkirche. Die Askanier weiteten Generation um Generation ihren Besitz, bis sie den Raum zwischen Elbe und Oder beherrschten. Erst östlich der Oder brach sich die Welle des deutschen Siedlerstromes, erlahmte der Wille, weiter in das sumpfige Land

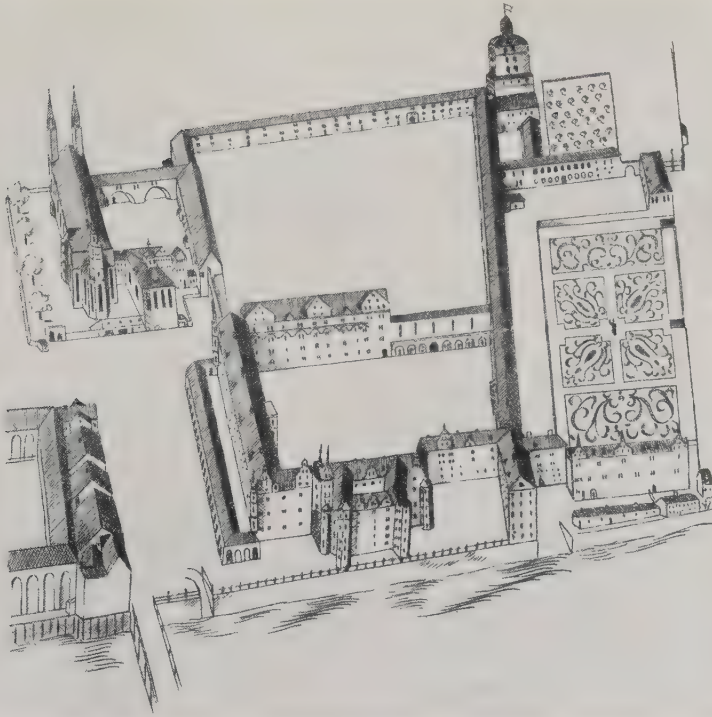
der Neke und Warthe vorzudringen, um es zu roden und zu besitzen. Die am weitesten vorgeschobenen deutschen Siedlungen bestimmten die neue Grenze des Reiches im Osten.

Im Süden erreichte die alte italische Sehnsucht der mittelalterlichen Kaiser zu eben dieser Zeit mit der apulischen Staatsgründung Friedrichs II. einen sehr stolzen, aber für die deutsche Krone so sehr unfruchtbaren Höhepunkt. Im Norden zerbrach das dänische Streben nach der Herrschaft über die Ostsee in der Vornhöveder Niederlage König Waldemars II. Den deutschen Siegern stand



*Der Große Kurfürst. Maler unbekannt.  
Berlin, Schloß Monbijou.*





*Das Kurfürstenschloß. Ausschnitt aus dem Plan von Berlin von La Vigne.  
Berlin, Schloß Monbijou.*

der weite Raum des baltischen Meeres offen. Während von Bremen und Hamburg aus mit der Gründung Rigas die erste deutsche Kolonie entstand, schlug ein paar Jahrzehnte später das Deutschtum im Osten noch an einer anderen Stelle feste Wurzel. Konrad von Massovien rief die aus dem Heiligen Land vertriebenen Brüder des Deutschen Ritterordens zur Hilfe gegen die heidnischen Pruzzen. Sie kamen, und vor den Grenzen des Reiches entstand der geistliche Staat des Ordens als festes Bollwerk gegen den Osten.

Beide Erwerbungen, die der Askanier in der Mark Brandenburg, wie die der Ordensritter in Preußen — kein volles Jahrhundert trennte ihren Beginn — wurzelten in der Kraft des Reiches. Aber die Kraft des Reiches zerfiel, und aus der sich lösenden Ordnung wuchs den einzelnen Teilen im Osten eine furchtbare Verantwortung aus der Verlassenheit vom Reiche zu. Brandenburg, noch von der Grenze des Reiches umschlossen, sank mit dem Aussterben der Askanier schnell herab. Den deutschen Auftrag, den die Askanier zu erfüllen gestrebt, verstanden die erbenden Wittelsbacher, die kaufenden Luxemburger nicht mehr. Erworbene Rechte gingen verloren, und das Land kam als verpfändeter Besitz, willkürlich zerrissen, aus einer Hand in die andere. Währenddessen stieg der

Staat der Ordensritter vor den Grenzen des Reiches leuchtend empor. Doch in seiner Blüte reifte auch schon der kommende Verfall. Macht und gesicherter Besitz erwiesen sich der Zucht des Ordens gefährlicher, als die bewaffneten Feinde in dem verklungenen kämpfereichen Beginn es je gewesen sein mochten.

Der Reichsgedanke lebte nur noch als mattes Schemen. Weder das Elend der Mark konnte das Reich wenden, noch die Entfaltung des Ordensstaates als den Ausfluß seiner Kraft für sich in Anspruch nehmen. Ein Jahr bevor der erste Hohenzoller als Statthalter Kaiser Sigismunds die Mark Brandenburg betrat, zerbrach die Blüte des Ordens in der Tannenger Schlacht, und während die Mark sich unter den Hohenzollern, die nun die rechtmäßigen Herren des Landes geworden, allmählich aus Elend und Verwirrung erhob, sank des Ordens Herrschaft tiefer und tiefer, bis der Hochmeister im Thorner Frieden die Schmach auf sich nehmen mußte und vor dem polnischen König Kasimir kniend den arg verstümmelten Ordensbesitz als polnisches Lehn beschwor. Was galt noch das Reich für den Osten? Seitdem die Reichspolitik im Banne der habsburgischen Kaiser der österreichischen Hausmacht das Primat zugestand, traten die Grenzprobleme im Südosten gegen die Türken und im Westen gegen Frankreich so beherrschend in den Vordergrund, daß die Frage nach dem politischen Schicksal im Osten das Reich kaum noch bewegte. Die erlahmende Reichsgewalt ließ die Linien der innerdeutschen Entwicklung unaufhaltsam und seit der Spaltung durch Reformation und Gegenreformation immer entscheidender zu einer wachsenden Selbständigkeit der einzelnen Teile des Reiches drängen, ließ jenen Zustand sich vorbereiten, über den die zerstörende Gewalt des Glaubenskrieges hereinbrechen sollte, um mit der Vernichtung der Reichsgewalt durch den Westfälischen Frieden nur noch ein Zerrbild des einstmalig so mächtigen Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation bestehen zu lassen. Das Schicksal im Osten aber hätte einer bewußten und starken Reichspolitik bedurft — da sie fehlte, entfernten sich fast mit zwingender Notwendigkeit die bodenständigen politischen Kräfte und Ziele des Deutschtums im Osten immer mehr und willkürlicher vom Reich, um nach eigenem Ermessen den Ausgleich mit den nicht mehr vom Reich abhängigen Kräften des Ostlandes zu suchen.

In dieser Zeit kamen die Mark Brandenburg und Preußen, das der Hochmeister Albrecht von Hohenzollern in ein weltliches Herzogtum verwandelt hatte, durch Erbschaft zusammen, nachdem der brandenburgische Kurfürst schon jahrzehntelang für den letzten, geisteskranken Herzog von Preußen Vormund gewesen. Es war die Frucht einer langen, ehrgeizigen Vertragspolitik, die im gleichen Jahrzehnt dem brandenburgischen Kurhause ein Anrecht auf die rheinischen Lande des ausgestorbenen Fürstenhauses von Jülich-Cleve-Berg errang. Nur dem rückschauenden Betrachter mag der Hausbesitz der brandenburgischen Kurfürsten am Ende des zweiten Jahrzehnts des 17. Jahrhunderts mit Jülich-Cleve im Westen, mit Preußen im Osten und der Kurmark Brandenburg in der Mitte als der vorgezeichnete Grundriß erscheinen, auf dem sich später der preussische Staat aufbauen sollte. Noch bildeten die drei Teile keine in sich geschlossene Einheit, und noch ehe die Erwerbung der rheinischen Lande die Verlagerung der branden-





*Schloß Potsdam zur Zeit des Großen Kurfürsten. Von Kupferstecher Peter Schenk. Berlin, Plankammer.*

burgischen Politik nach Westen bewirken oder die Preußens eine vermehrte Betonung der Ostpolitik hervorrufen konnte, glitt die brandenburgische Politik hilflos unter dem unglücklichen Kurfürsten Georg Wilhelm in die Not und die Verwirrung des großen Glaubenskrieges in Deutschland, drohte das junge, noch ungefestigte Staatswesen an seinen inneren Widersprüchen zu zerbrechen. Bis zur bittersten Neige kostete Brandenburg während dieses Krieges — unterbrochen nur durch die kurze Zeit des von Gustav Adolf erzwungenen Bündnisses mit Schweden — das ganze Verhängnis einer Treue aus, die der Leiter der brandenburgischen Politik, des Kurfürsten Günstling Graf Adam Schwarzenberg, dem Kaiser schuldig zu sein glaubte, und die doch nicht dem Reich, nur der fanatisch katholischen Hauspolitik Habsburgs dienen sollte. Alle Lebensnotwendigkeiten Brandenburgs verwirrten sich in diesem Verhältnis. Der Sieg des kaiserlichen Bundesgenossen mußte die Niederlage des lutherischen Brandenburg, die schlimmste Bedrohung des kalvinistischen Fürstenhauses der Hohenzollern in sich schließen. Die Festungen am Rhein konnte Brandenburg während des Krieges nicht mehr verteidigen. Kaiserliche und spanische Heere, wie die der Niederländer und Hessen, hausten als Feinde darin. Preußen drohte verlorenzugehen. Die größte Hoffnung aber, die der brandenburgischen Politik in diesen Jahren mit dem Aussterben der pommerschen Herzöge reifte, der Anspruch auf Pommern wurde zum Spielball der habsburgischen Politik, mit dem sie das verblutende Brandenburg immer fester in ihr Netz verlockte, tiefer in das Kriegunglück

hineinriß und zur gleichen Zeit Brandenburg zu verraten gedachte, um mit dem Preis Pommerns den Frieden mit Schweden zu erkaufen. Für Brandenburg erlosch alle Hoffnung auf Habsburgs Hilfe und des Kaisers Gerechtigkeit in fürchterlichem Elend und graufiger Enttäuschung.

Der Kurfürst siechte dahin. Er erlosch matt und bedeutungslos wie sein Leben gewesen war. Drei Monate später folgte ihm sein Günstling in den Tod, noch ehe der junge Nachfolger Georg Wilhelms den Grafen wegen all des Unglücks, das er über das Land gebracht hatte, zur Rechenschaft ziehen konnte. Der Weg zu einer neuen Politik war nun frei. An die Stelle des Trugbildes, dem Schwarzenberg so lange, bittere Jahre nachgegangen, trat nun ein Gedanke, der Brandenburg eine stolzere Zukunft verhieß, der die unglückseligen Fesseln, die das Land bis zur tiefsten Erschöpfung mit betrogenem Glauben getragen, zu sprengen versuchte, der den Kaiser, der doch nicht Freund Brandenburgs sein konnte, zu verlassen und den bisherigen Feind, Schweden, zu versöhnen trachtete. Dort, wo Brandenburg-Preußen in mutigem Entschluß sich willensmäßig am weitesten von dem in dem langen Kriege zerschissenen Reichsgedanken entfernt und sich zur gleichen Zeit unter schweren Opfern und harten Überwindungen schicksalhaft die Umkehr vollzieht, um von nun an immer stärker, immer fordernder Brandenburg-Preußen in das sterbende Reich zurückwachsen zu lassen, bis seine Kraft den Bau des alten Reiches zersprengt und über dessen Trümmern ein neues



*Landgraf Friedrich II. von Homburg (Prinz von Homburg).  
Büste von Andreas Schlüter. Schloß Homburg.*





drey Marschälle. 1. Der von Krakow, Königl. Polnisch. Land.Richte. 2. 4'er von Burgfort, Hauptmann zu Lebus. 3. Der von Buich, Drott. zu Schlusleben.  
erster Herold. 1. Der Obrte. von Hällen.  
Bitt-Fahne. 2. Der Obr. Lieut. von Ende. 3. Der Obr. Lieut. von Oesterling. 4. Ein Reie-Knecht.

*Teilszene aus dem Leichenbegängnis des Großen Kurfürsten.  
Berlin, Hohenzollernmuseum.*

errichtet, dort steht die geschichtliche Bedeutung Friedrich Wilhelms, den schon die Zeitgenossen mit dem Beinamen „der Große Kurfürst“ ehrten.

Als die Geschichte zum erstenmal seinen Namen nennt, verbindet sich mit ihm ein Plan, der das Gesicht Europas hätte verwandeln können: die Heirat des jungen brandenburgischen Kurprinzen mit seiner Cousine Christine, der Erbin des schwedischen Reiches. Dem kühnen Geiste Gustav Adolfs von Schweden, der diesen Heiratsplan als erster durchdachte, als die beiden noch Kinder waren, mochte der künftige Zusammenschluß Kurbrandenburgs mit dem Königreich Schweden als die gewaltigste Bekrönung all seiner Taten erscheinen: ein Reich zu schaffen, das die Ostsee umschloß und tief hineinragte in das wunde Herz Europas, in die Trümmer des Heiligen Reiches, eine Zusammenballung von Energie und Kraft, wie sie unter protestantischen Staaten noch nie gewesen — mußte nicht ein solches Reich seine Macht weit ausstrahlen über Europa, ein neues Licht entzünden und gleich einem Magneten die schwächeren Staaten an seinen Grenzen an sich ziehen? War nicht vor einem Jahrhundert Habsburg auf eine ähnliche Weise zur Großmacht aufgestiegen?

Gustav Adolf starb den Schlachtentod bei Lützen, ehe der Heiratsplan über die ersten Verabredungen hinaus gediehen war. Zwölf Jahre lag der Plan verschüttet unter den Wandlungen des Krieges, die Brandenburg dem schwedischen Bündnis entfremdeten und zwischen die beiden Staaten groß und beherrschend den Streit um den Besitz Pommerns schoben. Wegen der pommerschen Frage griff der ein- undzwanzigjährige Kurfürst Friedrich Wilhelm bald nach seinem Regierungs-

antritt von neuem den Plan der schwedischen Heirat auf. Konnten die Schweden nicht das unbestreitbare Recht Brandenburgs auf das Herzogtum beruhigt anerkennen, wenn Schweden und Brandenburg doch eins werden sollten, war es dann nicht gleichgültig, wer das umstrittene Land in die Vereinigung einbrachte? Der Kampf um Pommern, den einst Georg Wilhelm als Bundesgenosse des Kaisers so unglücklich mit den Waffen geführt, nun lebte er in einer anderen Form wieder auf, nun wollte der Erbe die Lösung auf einem Wege versuchen, der zugleich den brandenburgischen Staat aus der Enge des ohnmächtigen Reiches deutscher Nation herausführen, ihm Kraft verleihen sollte, das Geschick Europas zu bewegen. Schon strebte der kühne Geist des fürstlichen Jünglings über die erkennbaren Grenzen eines möglichen schwedisch-brandenburgischen Reiches hinaus. Er hatte das Bild ungeheuren Reichthums während seines Aufenthaltes in den Niederlanden lebendig begriffen. Wie dort sich die Macht auf die Beherrschung der Meere gründete, so träumte er von reichen Häfen an der Küste seines Reiches. Nach Stettin würden Schiffe die Oder hinunter die Erzeugnisse Brandenburgs bringen, würden wieder stromaufwärts ziehen mit kostbarer Fracht aus fernen Ländern. Auch noch als der Gedanke der schwedischen Heirat gescheitert, als der



Reichshelm.

Angefertigt zur Beisetzung des Großen Kurfürsten 1688.

Berlin, Hohenzollernmuseum.

Mit Genehmigung der Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten

große Krieg in Deutschland noch brannte, begann er Verhandlungen mit der Krone Dänemarks, um Kolonien an der Küste Indiens zu erwerben. Er scheiterte an der Trägheit und Armut derer, die er aus seinem Land zu Hilfe rief, damit sie mit ihm das Werk trügen. Aber durch das ganze Leben Friedrich Wilhelms zieht sich gleich einem dünnen, in dem Gewebe des übrigen Geschehens oft kaum sichtbaren Faden dieser Kolonialgedanke; großartige Entwürfe von zu gründenden Handelskompanien, die den Niederländern Reichthum und Macht an fernen Küsten streitig machen sollten. Als dann im letzten Jahrzehnt Friedrich Wilhelms



der Traum endlich Wirklichkeit wurde und brandenburgische Schiffe vor der afrikanischen Küste ankerten — wie dürftig war da diese Wirklichkeit geworden! Niemand verstand recht, sie zu nutzen. Es war mehr das Grab einer Idee als deren späte Bekrönung.

Mit erregender Wucht entrollte sich das Ringen um Pommern zwischen Schweden und Brandenburg vor dem immer farbloser werdenden Hintergrund der schwedisch-brandenburgischen Heirat. Schweden, auf einer neuen Höhe kriegerrischen Triumphes, seitdem Dänemark gedemüthigt den Frieden von Bremsebröe annehmen mußte und die schwedischen Waffen gefährlicher denn je Habsburg bedrohten, forderte bei den Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück den Besitz ganz Pommerns. Brandenburg, vom Kriege mehr erschöpft als die meisten anderen deutschen Länder, von aller Macht entblößt, ohne Bundesgenossen, versuchte sein Recht auf die Erbschaft der pommerschen Herzöge zu behaupten. Es bot die Insel Rügen und zwei Ämter im westlichsten Vorpommern, um sich den Besitz des übrigen Pommerns zu erhalten. Die schwedischen Unterhändler schäumten auf und drohten. Habsburg machte sich zum Sekundanten der schwedischen Wünsche. Schritt für Schritt mußte Friedrich Wilhelm dem feindlichen Druck weichen. Bis zur Peene bot er jetzt Pommern an. Es genügte nicht. Bis zur Uckergrenze, aber auf Uckermünde wollte er nicht verzichten. Es genügte nicht.

Er gab die Insel Wollin preis, noch hoffte er, Stettin für sich zu retten, aber auch Stettin entwand ihm die Gegner und noch einen Streifen Land längs des rechten Oderufers, so daß die Mündung des Stromes, der die Ader des brandenburgischen Handels sein sollte, in fremden Händen blieb. Die Hoffnung, daß sich für Brandenburg das Thor zu den Weltmeeren öffne, erlosch. Habsburg bezahlte mit Pommern, daß Schweden von Forderungen an Habsburg abließ.

Was wog es für den Kurfürsten, daß sein zäher Widerstand ihm reiche Entschädigung in Mitteldeutschland eintrug: die geistlichen Stifte Halberstadt und Minden und die Anwartschaft auf das reiche Erzbistum Magdeburg, daß ihm mit dieser Entschädigung um die Hälfte mehr an Fläche zufiel, als er mit Vorpommern preisgeben mußte? Noch als die Verträge geschlossen und der Friede verkündigt ist, wäre er bereit gewesen, Halberstadt und Minden und Magdeburg wieder dahinzugeben und noch zwei Millionen Taler dazu, wenn er nur die vorpommersche Küste und Stettin hätte erlangen können. Das Schicksal entließ Brandenburg nicht aus dem Schicksal des Reiches. Aber Friedrich Wilhelm gab seinen Kampf um Pommern noch nicht auf. Er sah, zehn Jahre nachdem er zum Verzicht auf die vorpommersche Küste gezwungen, den Augenblick im schwedisch-polnischen Kriege reifen, um dem Gegner die Beute zu entreißen. Seine Heere brachen in Vorpommern ein, die Schweden wurden vertrieben, Stettin eingeschlossen, aber der sichere Sieg ging durch die Treulosigkeit seiner Bundesgenossen verloren. Die Souveränität über Preußen fiel dem Kurfürsten im Olivaer Frieden zu, aber erst sein Sohn mochte auf diese Souveränität die Königswürde des brandenburgischen Hauses begründen, ihm war sie kein Trost für das wiederverlorene Pommern.

Das Thor zu den Weltmeeren öffnete sich nicht.

Noch einmal stürmte Friedrich Wilhelm dagegen an. Die Fehrbelliner Schlacht leuchtet in der Geschichte auf. Vier nachfolgende Feldzüge beweisen, daß dieser Sieg, der am Anfang der brandenburg-preussischen Heeresgeschichte steht, kein Zufallsgeschenk eines launischen Geschickes war. Die brandenburgischen Waffen triumphieren auf den Kriegsschauplätzen in Pommern, über Stralsund und Rügen weht der brandenburgische Adler. Stettin öffnet nach monatelanger Belagerung seine Tore, und der Winterfeldzug in Preußen, jene rasende Jagd über das Eis der Kurischen Nehrung, um die letzten Schweden aus dem Lande zu treiben, scheint endlich den Sieger mit der Erwerbung Pommerns belohnen zu müssen. Aber wieder ist es nicht der Wille Habsburgs, dem brandenburgischen Kurfürsten die lockende Küste, die ersehnte Ferne zu gönnen. Wieder übt Habsburg Verrat. Der Sieger auf allen Kampfplätzen Pommerns und Preußens steht nicht anders da als ein Besiegter, der sich dem Diktat einer übermächtigen Politik beugen muß. Das geschlagene Schweden aber wappnet sich in Hoffnung, durch seinen französischen Bundesgenossen nicht nur alles Verlorene wiederzu erhalten, sondern auch noch neue Eroberungen von dem mattgesehten Sieger zu erpressen. Das Friedensdiktat von St. Germain entwand Friedrich Wilhelm Vorpommern aufs neue.

Noch einmal hebt sich in späteren Jahren vom Hintergrund politischer Entwürfe der Plan ab, durch ein Bündnis mit den Niederlanden und Frankreich Schweden das ersehnte Land zu entreißen. Aber diese Linien bleiben Entwurf, es ist nichts mehr davon Wirklichkeit geworden. Vorpommern blieb für Brandenburg verloren, solange es für Brandenburg-Preußen begehrenswert war. Als Friedrich Wilhelm I. 1715 Stettin und das Land bis zur Peene, ein Jahrhundert später Friedrich Wilhelm III. das restliche Vorpommern nun fast mühelos erwarb, war die Ostsee in ihrer Bedeutung, die sie zu des Großen Kurfürsten Zeiten besaßen, erstorben: ihre Häfen führten nicht mehr in die geheimnisvolle Ferne unendlich reicher, noch kaum erschlossener Küsten. England beherrschte die Meere.

In dem vergeblichen Kampf um die vorpommersche Küste liegt die innere Linie des Schicksals Friedrich Wilhelms beschlossen, weniger sichtbar vielleicht als die große staatsmännische Leistung, die er in achtundvierzigjähriger Regierung vollbracht, und die aus den drei auseinandergerissenen Länderteilen in Preußen, am Rhein und in der Mark Brandenburg eine geistige Einheit schuf. Aber vielleicht wird man alle Entscheidungen, die diese Schöpfung heraufführten, in Beziehung setzen dürfen zu dem vergeblichen Ringen um den Besitz der Küste. Daß ihm die Erfüllung versagt blieb, entschied die weitere Entwicklung Brandenburg-Preußens für immer. Der Staat, der aus dem Werk der deutschen Kolonisatoren im Osten hervorgewachsen war, sollte sich nicht aus dem Reich verlieren dürfen, sondern war vom Schicksal für eine Aufgabe bestimmt, für deren Lösung sich die nachfolgenden Generationen mühevoll kämpfend einsetzen mußten, ehe sie zweihundert Jahre später ihre Erfüllung fand.

Daß das Schicksal dem Kurfürsten das volle Recht seines rechtmäßigen Erbes versagte und ihm die Beute seines Kampfes immer wieder aus der Hand schlug, zwang den jungen Staat zu der Kraft innerer Einigung und zu der Kraft der



Auflehnung, die ihm vielleicht in der Erfüllung und dem gesicherten Genuß überkommener Rechte fremd geblieben wäre. Daß Friedrich Wilhelm an der Verweigerung seines größten Wunsches nicht zerbrach, daß er sich bezwang, das kleine, zerbrechliche Staatsschiff Brandenburg nicht zur erträumten, sondern zur möglichen Küste zu steuern, und dennoch kühn und entschlossen die Enge verließ und in den Sturm sich wagte, das ist die politische und die menschliche Größe Friedrich Wilhelms. Durch ihn erst wurden durch den verlorenen Kampf in Pommern die brandenburgischen Besitzungen am Rhein und in Preußen die Ecksteine des kommenden Staates, und indem seine schwedischen Kriege, nahe Hoffnungen begrabend, ersten Sieg an die Fahnen des jungen brandenburg-preussischen Heeres hefteten, entstand das mahnende Vorbild, indem sich die verpflichtende Idee des Staates in der Zukunft bewähren sollte.

Es ist müßig, zu fragen, ob das karge brandenburgische Hinterland der vorpommerschen Häfen zu ähnlichem Reichtum hätte aufsteigen und eine ähnliche Rolle hätte spielen können wie etwa die Niederlande im 17. Jahrhundert, und ob dann dieser Staat nach ein paar Generationen höchster Entfaltung wieder hätte herabsteigen müssen zu einem unbedeutenden Nichts im Kreis der Großmächte, als die Ostsee mit Englands Aufstieg nicht mehr das Zentrum des Nordens war, oder ob Brandenburg, mit Schweden vereinigt, sich seiner deutschen Aufgabe völlig entfremdet hätte — diese Frage ist müßig. Als die deutschen Kolonisatoren in der Frühzeit über die Elbe in den Ostraum einströmten, fanden sie keine von der Natur gesetzten Grenzen, in ihrer Kraft lag die Grenze, in ihrem Willen alle Möglichkeit beschlossen. Und bis in die Zeit des Großen Kurfürsten hinein blieb solche Freiheit bestehen, ruhte in dem brandenburgischen Schicksal noch nicht die innere Gesetzmäßigkeit, die den Staat zwang, sich nach dieser oder jener Richtung zu wenden, mit Preußen oder mit Schlessen, mit Sachsen oder mit Schweden zusammenzuwachsen. Wie in der Zeit der Kolonisatoren lag noch das Werden des brandenburg-preussischen Staates in dem politischen Können, in der Weisheit und der seelischen Kraft seines Fürsten. Erst unter Friedrich Wilhelm wuchs das Gesetz, er schuf es, indem er seine Kräfte in dem vergeblichen Kampf nicht zerbrechen, nicht verzehren ließ, wie sich des Vaters Kräfte um Pommern verzehrt hatten. Aus der Niederlage Friedrich Wilhelms in der pommerschen Frage wuchs und im Triumph seiner übrigen politischen Leistung erhärtete sich die Forderung, die den brandenburg-preussischen Staat bereitmachte, seine deutsche Aufgabe zu erfüllen. Es ist ein eigenartiger Gedanke, daß Habsburg, indem es Friedrich Wilhelm immer wieder den Zugang zum Meere verwehrte und so das Wachstum Brandenburg-Preußens in die Ost-West-Richtung der Norddeutschen Tiefebene drängte, selbst die Nemesis rief, selbst sich den Gegner heranbildete, der vom Schicksal berufen war, im Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland über Habsburg obzustegen. Das Gesetz dazu, auf dem sich die geschichtliche Bedeutung Brandenburg-Preußens innerhalb der Entwicklung und Verwandlung des deutschen Reichsgedankens gründet, ist aber aus der Selbstsucht und durch die geistige Kraft Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten, lebendig geworden.

# Hrabanus

Aus der Michaelsberger Handschrift

Wir leben mehr vom Zukünftigen denn vom Vergangenen.  
Geglaubte Zukunft ist das Brot der Seelen.

★

Wer sich erinnert, ist allmächtig über die, welche vergaßen.  
Als er zuerst gedachte, da ward der Mensch.

★

„Wahr“, das ist ein Augenblick — aber aus solchen Augenblicken speisen sich  
die Jahrhunderte.

★

Wir selber können die Wahrheit nicht erschließen, sondern die Türe springt auf.

★

Was über tausend Jahr geschieht, wüßtest du, blicktest du tief genug in dich  
hinein.

★

Bezeuge die Schau von deinem Berge. Niemand nach dir wird ihn mehr  
ersteigen.

★

Die heiligen Bücher sind schaffende Spiegel: sie erhöhen uns unser eignes  
Bild, wenn wir tief und lange genug hineinschauen.

★

Die Bilder siegen immer über die Klugheiten.

★

Dem Schreibenden wie dem Bildner kann niemand helfen. Als Er.

★

Wenn die Herzen beben, legt Gott den Grund.

★

Was die großen Meister schreiben werden, das weiß schon dieses Kind. Das  
weiß noch dieses Kind.

★

Wer die Welt erwanderte und erlitt, findet sie zuletzt in seiner ersten Schul-  
fibel wieder.

★

Wo sich Wege kreuzen, da warten die Geister. Merke!

★

Wolle nicht in allen Kammern deiner Burg wohnen. Lasse du dem Gespenst  
seine Kammer.

★



Wäre unser Heiligtum nicht zugleich eine Burg, sie hätten schon siebenmal unsre Knaben gemordet. Heiliges will Mauer und Scharfe.

★

Wehre dich gegen jedes Wort, alsdann bist du Gottes rechter Schreiber.

★

Der Herr der Geister wählt nur die Trostigen zu seinen Rindern.

★

Das kleinste Wort kann ein Magnetberg werden. Alle lebendigen Worte wachsen hinauf, und alle ziehen ihr Verwandtes heran.

★

Was sind unsre Predigten, wenn wir nicht Korn säen?

★

Wir sind Vergleute unter Tage und ergraben Gott.

★

Blühende Bäume sind ehrliche Prediger.

★

Mut ist ein Boot durch jedes Meer. Auch durch das Meer unsres Wahns.

★

Unschuld ist der Heimathafen, in den wir zurückkehren, nachdem wir einen Erdball von Schuld umsegelt.

★

Betender Zorn wird erhört.

★

Unser überwundener Jammer stärkt die Künftigen.

★

Alles Eroberte erobert uns. Wir müssen nie etwas erobern wollen, das unter uns liegt, wenn wir für droben erobern wollen.

★

Wenn wir aus Treue leiden, dann wirken wir an Gottes Sterngewand.

★

Welches Land hat für Gottes höheres Bild gelitten wie das unsre? Wenn Leiden für Gottes Bild heilig macht, so ist unser Land das Heilige Land.

★

Die Augen eines geliebten Menschen sind der höchste Gottesbeweis.

★

Zum Seligenland gibt es weder Schiff noch Pfad, wenn du nicht Schiff und Pfad bist.

★

Höre auf den dunklen Bruder in dir — aber laß ihn nicht herrschen.

★

Das wundersamste Schach spielt Gott mit dem Teufel.

★

In den Tod zu flüchten, ist die unsinnigste Rettung: wir versiebenfachen nur die Länge des Heimwegs.

★

Welche Gräber werden ewig bekränzt?  
Die, welche in Wahrheit leer sind.

★

Liebe den Toren, wenn er jung ist.

★

Alle jungen Gebete waren zuerst Lästerungen.

★

Die Weisheit hält sich gut verborgen vor denen, die immer recht behalten.

★

Das Glück aller Rechtgläubigen ist das Verfolgen.  
Sie sammeln die Irrtümer der andern fleißig und hüten diesen Schatz als ihren Mammon.

★

Wenn wir allein recht zu haben wähnen, sind wir schon beginnliche Mörder.

★

Wenn wir verfolgen, heßt der Teufel uns.

★

Der Glaube, daß allein die andern schuld seien, ist immer Herrenwahn. Wir vor allem sind schuld — wenn auch nicht in dem Sinn, wie die andern es meinen und sagen.

★

Meine Brüder wähnen, all ihre guten Werke kämen in einen tönernen Sparapfel, den sie im Himmel zerbrechen dürften.

★

Auch auf dem Bloßsberge siehst du nur den Teufel, der du bist.

★

Zum Paradiese gehört die Schlangenrede.

★

Wer könnte denn lästern?  
Gott schuf den Lasternden und schuf die Lästerung.

★

Unser Meister wollte nicht, daß seine Jünger auf dem Gipfel der Verklärung Hütten bauen.

★



Diese Klugen bestellen Fessengrab und Wächter für jeden liebenden Gedanken,  
der zu uns kam.

Aber immer wird Ostermorgen.

★

Alles Geliebte lassen wir gen Himmel fahren.

★

Ihr müßt nicht glauben, daß der Himmel fest stehe: wenn die Erde bebt, dann  
bebt auch der Himmel. Denn alles lebt miteinander.

Wir können die Sterne quälen.

★

Die Sonnenwelt kommt in uns zur Reife: wir sind die Samenkörner zu vielen  
unsichtbaren Sternwelten.

Der Mensch ist das Ei eines Weltalls.

★

Des Menschen Geist ward so ungenügsam geschaffen, daß er auch im Himmel  
noch Ungenüge empfinden würde. Ursach dessen, daß Gott die Welt erschuf aus  
Ungenüge am bloßen Himmel. In solcher Ungenüge verrät sich der Mensch als  
Ebenbild seines Schöpfers.

★

Gott hat vielerlei Erden noch zu erlösen. Wehe seinem Sohn!  
Wo mögen sie den Herrn heute kreuzigen?

★

Es werden noch mehr Lichtgötter sterben als Apollon und Helios.

★

Gott ist Jüngling. Und führt ewig die Welt als Jungfrau heim.

★

Wir sind Gottes Traum. Sorgen wir, daß ihm Gutes träume.

## Vom Reiz des Neuen

Zwei Mächte ringen um den Menschen, ringen im Menschen: die Mächte des Beharrens, des Willens zum Bleibenden, Gewußten — und die Mächte des Erneuerns, des Veränderens, des Willens zum Unbekannten, Unerprobten. Auf der einen Seite steht, was man Tradition genannt hat, das Reich des von der Zeit bereits Bestätigten, das, was der Sehnsucht des Menschen nach Ewigkeit, der Illusion des Feststehend-Unererschütterlichen Erfüllung zu bringen scheint — auf der anderen das, was Entwicklung heißt, was seine Welt immer von neuem bald hierhin, bald dorthin erweitert, ihm die Illusion ihres Wachsens gibt und den Anschein immer neuen Anfangs. Der Urdualismus zwischen Sein und Werden spiegelt sich im Leben wie im Denken, Rätsel aufgebend, die drinnen wie draußen, in der Seele wie in ihrem Spiegel, der Realität, seltsame Lösungen und Aspekte ahnen lassen, die der Welt zuweilen eine sehr besondere Transparenz geben.

Es beginnt alles sehr einfach, wenn man zuerst einmal fragt, warum der Mensch überhaupt nach Neuem greift. Er tut es, sobald man auf die Anfänge zurückgeht, zuerst aus Not: er schnitt den neuen Speer, knüpft das neue Netz, weil die alten verbraucht, abgenutzt, nicht mehr zu verwenden sind. Das Neue entsteht zunächst aus der Forderung des Daseins, wird Ersatz für das Alte, das seine Schuldigkeit getan hat, erneuert werden muß. Dieses Neue wird neu in bezug auf das Material, den eigentlichen Ersatz: es wird zunächst kaum neu sein in bezug auf die seit Generationen erprobte Form. Ein Speer ist ein Speer; schon die Ahnen haben festgestellt, wie lang, wie stark er sein muß, um die beste Wirkung zu üben. Ein Netz ist ein Netz: die Lösung ist endgültig — vergänglich ist nur das Material. Das wird neu — die Form bleibt durch die Jahrhunderte. Wo der Zweck herrscht, wo nicht Gefühl, freie Freude an einem Gegenstand investiert sind, sondern Intelligenz, wo das Objekt eine Funktion auszuüben hat, siegt immer das Alte, die Tradition; Neues kann sich hier nur durchsetzen, wenn es der einmal in das Werkzeug eingegangenen Intelligenz weitere hinzufügt — in Form neuer erweiterter Zweckmäßigkeit. Wenn die Erfahrung, die Erkenntnis feststellt, daß der schlankere, längere Speer, der gedrängtere, stärkere Pfeil weiter fliegen, sicherer treffen als die alte dickere und kürzere oder dünnere und schwächere Form, wird der neue Speer, der neue Pfeil seine Form ändern — wird er ganz neu werden und nun zu dem Reiz des neuen Materials den eines neuen Aussehens, einer veränderten Gestalt hinzubekommen. Und zum erstenmal wird der Mensch im Betrachten dieser neuen Dinge den seltsamen Reiz des Neuen empfinden, der unser ganzes Leben begleitet, der ihm wesentlichste Züge und Momente gibt, jenseits aller Zweckmäßigkeit sich verselbständigt hat und aus einem Reiz gesteigerter Intelligenz und Zweckmäßigkeit längst ein völlig freier, zweckentbundener reiner Formreiz geworden ist, eine Wirkung der Verwandlung, die nun nur noch die Verwandlung, die Veränderung will und den Reiz, den sie erzeugt. Vielleicht leben in diesem Vorgang alte Er-



innerungen an frühe Gefühlswirkungen des zweckbedingten Formwandels fort: vielleicht versuchen in diesen Gebieten zweckfreien Formwandels auch die gefühlbedingten Kräfte der Seele zu ähnlichen, wenn auch verborgeneren Summierungen inneren Lebens im Äußeren, zu einem seelischen Erfahrungsniederschlag in dem Wandel von Formen zu kommen, wie ihn im Bereich der zweckbestimmten Dinge die Intelligenz, der Geist sich längst geschaffen hat.

Wie sehr der Reiz des Neuen in diesen Bereichen vom Glück der Erkenntnis gesteigerten geistigen Niederschlags getragen wird, erkennt man am deutlichsten vor der Welt der modernen Maschinen, sobald man von ihnen zurückblickt auf ihre Vorgänger und die Anfänge. Man muß schon zu modernen Maschinen gehen, weil nur sie, Zeitgenossen unseres Daseins, wirklich diesen seelisch-geistigen Reiz des Neuen ausstrahlen: das Neue von gestern ist nicht mehr neu, ist „unmodern“, und das von vorgestern ist Geschichte, die auf diesem Gebiet der geistigen und seelischen Formen im Grunde sogar Geschichte der jeweiligen Reize des Neuen ist. Unmittelbar und lebendig läßt sich dieser Reiz des Neuen nur an wirklich Neuem erleben, und zwar sowohl im Gebiet des Zweckbestimmten wie der freien Dinge. Das Beglückende einer der großen modernen Schnellzugslokomotiven — vor allem etwa neben einer alten Maschine des Vorortbetriebes oder gar neben Museumsstücken aus der Anfangszeit der Eisenbahn — beruht in erster Linie auf dem ganz unmittelbar sprechenden Reiz der sichtbar und überschaubar in solche Gebilde eingegangenen und summierten Intelligenz, die für jeden Nachfolgenden Eigentum und Voraussetzung seiner neuen Zutat und Abwandlung ist. Für den Menschen, der ohne Vorstellung vom Sinn und Zweck der Hebel und Räder, Zylinder und Kolben solch einem Gebilde gegenübersteht, kann der ganze Reiz des Neuen gar nicht auffassbar sein: er wird wahrscheinlich eine ebenso frisch lackierte alte Maschine, vor allem eine historische aus der Frühzeit, viel schöner finden. Der viel berufene Reiz der Zweckmäßigkeit im Formalen ist nur denen auffassbar, die den Zweck auch im Einzelnen verfolgen können, im Kräfteablauf des Bewegungsvorgangs: das Gebilde an sich, diese Formation aus liegendem Kessel, Rädern, Achsen, Windblechen, Tender existiert abseits der Gebiete des Reizvollen im nur Daseienden. Es ergibt sich, daß das Neue als Reiz nicht nur an gewisse Kenntnisse des Alten, von dem es sich durch seine Neuheit unterscheidet, gebunden ist — sondern auch an gewisse Sachkenntnisse geistiger Art. Das Neue wirkt hier nicht unmittelbar an sich — sondern auf Grund von Bedingungen, die für die verschiedenen Gebiete merkwürdig verschieden auch in ganz verschiedenen seelisch-geistigen Voraussetzungen wurzeln.

Man könnte meinen, diese Tatsache gelte nur für die Gebiete, deren Gebilde, um überhaupt aufgefaßt werden zu können, bestimmte Kenntnisse technischer, physikalischer, wissenschaftlicher Art erfordern. Ein neues Haus, eine neue Kirche täten das nicht und wären infolgedessen ohne alle besonderen Voraussetzungen für jeden Einzelnen auffassbar. — Auch das trifft nur mit gewissen Einschränkungen zu. Das neue Haus, die neue Kirche wirken zunächst neu, das heißt ungewohnt durch ihr neues Material. War das alte Haus, die alte Kirche aus Backstein, sind die neuen Bauten aus Haustein, so fällt diese Art Neuheit einem begrenzten Kreise auf.

Bleiben die Baumaterialien und die Abmessungen die gleichen, so wird für die meisten der Reiz des Neuen hinfällig. Ob die alte Kirche Spitzbogen, die neue Rundbogen hat, wird ebenso übersehen, wie ob das alte Haus große Fenster, das neue kleine gekuppelte hat. Was auffällt, ist das Material und die veränderte Raumbeanspruchung. Größer oder kleiner, höher oder weniger hoch — das wirkt auf jeden überraschend. Der Raum ist immer noch das allgemeinste Medium und der exakteste Spiegel der Seelen: sobald es aus ihm hinaus ins Einzelne geht, wird der Reiz des Neuen nur wirksam, wenn bestimmte Vorkenntnisse geistig-technischer oder stilmäßiger Art eine besondere Beziehung zum Gegenstand schaffen. Das Neue übt seine Reize tatsächlich nur auf Grund gewisser Vorbedingungen und durchaus nicht allgemein — ja es ist von hier aus gesehen auf unendlich vielen Gebieten für die meisten, selbst wenn sie unmittelbar mit ihm zusammenstoßen, überhaupt nicht vorhanden.

Von hier aus ist es nicht weit bis zu der Frage, wie denn das Neue am Ende überhaupt entsteht, wie es, nur wenigen auffassbar, sich durchsetzt, um dann wiederum von noch Neuerem abgelöst zu werden. Auf dem Gebiet der zweckbedingten Objekte liegt die Antwort nahe: jede neue Einsicht in noch größere Zweckmäßigkeit, jeder neue verbessernde Gedanke ergibt eine Veränderung, eine Erneuerung der Form des Autos, der Lokomotive, des Schiffes. Wie aber verhält es sich im Gebiet des mehr oder weniger zweckfreien, im Bereich der nicht nur intellektuell, sondern vom Leben, vom seelisch Gefühlsmäßigen her bedingten oder mitbedingten Dinge? Was geht vor, wenn sich aus der Karolingischen Renaissance das Kämpferkapitell, aus dem Romanischen die Welt des Spitzbogens entwickelt? Wie setzt sich das Rokoko gegen das Barock durch — wer schafft, wer empfindet hier den Reiz des Neuen und hilft ihm zur Verwirklichung? Und was ist zuletzt das eigentlich Reizvolle an dem jeweils Neuen, zu welchen Bereichen des Seelisch-Sensuellen spricht es, welche fassen es in seinem Reiz und seiner Neuheit auf?

Die Antwort ist nicht ganz leicht; denn von den faktischen Vorgängen bei diesen Abwandlungen der Lebensformen wissen wir nichts. Die Kunsthistoriker umschreiben mit viel Scharfsinn und Wissen die einzelnen Stilphasen und jeweiligen gegenseitigen Ablösungen: über das Wie dieser Ablösungen sagen sie nichts. Es sind eben Stilwandlungen, also offenbar Darstellungen geheimer innerer Prozesse im Wesen der Völker, die sich in der Schaffung des jeweils Neuen auswirken, Befriedigung und Abwechslung von gestorbenem Alten im Veränderten suchen. Das klingt plausibel und ist es doch kaum: denn jede Erfahrung lehrt, daß Allgemeinheiten noch nie unmittelbar Sinn für das Neue und seine Notwendigkeit gehabt haben. Die Allgemeinheit sieht das Neue nicht und will es nicht; sie ist in allem Dinglichen konservativ und eigentlich unberührbar. Der Gedanke des Kämpferkapitells, der Ablösung der karolingischen Anathusfülle durch den ganz geschlossenen Würfel mit dem genialen Übergang von der runden Säule in die eckige Welt des tragenden Gehalts ist Sache eines Einzelnen gewesen, den das Funktionsfremde, nur noch Dekorative des Blätterkapitells ärgerte; als er den Kämpfer, sagen wir ruhig erfunden hatte, stand das Ding vor den andern mit dem ganzen Reiz der Neuheit und siegte eben damit. Der erste, der den Bogenkniff



aus dem Räumlichen des Kreuzgewölbes in die Wandebene des Fensters, eigentlich ohne konstruktiven Sinn, übertrug, war genau solch ein gelangweilter Neuerer, der das seit Jahrhunderten Gewohnte nicht mehr ertrug und einmal einen andern Linienablauf, wenn's sein mußte, sogar einen unzumutbaren sehen wollte. Der Reiz des Neuen, ja die Notwendigkeit des Neuen ist wohl immer zuerst und im wesentlichen Sache der Künstler gewesen, während die Mächte der Beharrung von den anderen, die Allgemeinheit, der Menge vertreten wurden. Die Künstler hatten längst die Renaissance, das Barock absolviert, da baute die Allgemeinheit in Münster und anderswo immer noch gotisch: aus dem Barock war das Rokoko, der neue Klassizismus erwachsen — da lebte im Lande der Spitzbogen immer noch fort. Das ganze große Gebiet des Neuen, soweit es die Bereiche des Bauens, des Malens — und in gleicher Weise die der Musik angeht, ist im wesentlichen genau wie bei der Lokomotive Sache zunächst derer, die das jeweils Neue schaffen — und dann derer, die mit einer gewissen Summe von Vorkenntnissen und Vorbedingungen herantreten, die es ihnen ermöglichen, das Neue als neu im Reiz seiner Neuheit aufzufassen und eventuell weiter zu nutzen. Die Allgemeinheit der beruflich und seelisch nicht Beteiligten bleibt hier wie dort unberührt.

Sie bleibt es zuletzt sogar, wenn man einmal nahe genug zusieht, auf dem Gebiet, von dem das Neue, das Moderne seinen Namen bezogen hat — auf dem Gebiet der Mode. Gewiß, heute wird jede Neuheit der Mode in Hüten, Blusen, Röcken, Mänteln von einer raschen Industrie überallhin verbreitet, um möglichst schnell von wieder Neuem abgelöst zu werden, weil die Ablösung, das Neue auf diesem Gebiet ein wesentlicher Faktor auch des Wirtschaftlichen geworden ist. Aber neben den Tausenden, die die Abnehmer-schar für die neuen Hüte, Mäntel, Blusen bilden, wandern ebenso viele und noch viel mehr Tausende, die für die Reize dieses jeweils Neuen unempfindlich eine eigene Welt der Kleidung haben, zeitlos, modelos, vom Neuen kaum berührt, in einer Tradition, die, obwohl nicht mehr Tracht geworden, eine ähnlich unbewegte, von ganz anderen Voraussetzungen lebende Welt, fast möchte man sagen, durch die Jahrhunderte erhalten hat. Heute sind die Röcke der Mädchen kurz und die Beine lang, morgen ist es umgekehrt: für das riesige Heer abseits von heute und morgen und Mode sind sie heute so und morgen so und bleiben sich gleich im Wandel des Auf und Ab. Heute sehen wir dies Nebeneinander von denen, die auf die Reize des Neuen reagieren und den anderen, für die sie nicht vorhanden sind; von heute können wir zurückschließen auf das Vergangene. Als Goethe im blauen Wertherfrack nach Sesenheim ritt, wird es genau so gewesen sein; als das Biedermeier sich ausbreitete, ebenfalls — und die geschlitzten Ärmel und Hosen der Zeit um den Dreißigjährigen Krieg hatten Neuheitsreiz auch nur für wenige. Die Mode und ihr Reiz schwimmen zuletzt genau so obenauf wie die Stile und ihre Wandlungen — obwohl an ihr das Neue noch am leichtesten und frühesten aufgefaßt und wahrgenommen werden kann.

Denn worauf beruht zuletzt der Reiz des jeweils modisch Neuen in der Tracht? Es ist wohl genau wie bei dem neuen Haus, der neuen Kirche eine schwer definier-

bare Variation des Räumlichen der Erscheinung, das als das Neue empfunden wird. Heute ist der Hut der Mädchen breitrandig und groß, schließt die Erscheinung flächig eben ab: morgen steigt er schief, schmal am Kopf empor — verlängert seine Trägerin, gibt ihrem räumlichen Dasein eine völlig andere Krönung. Heute flattern die Röcke zierlich leicht und lang in tausend Falten um schlanke Beine; morgen umfaßt die ein knappes, enges, kurzes Gebilde. Die Gestalten wandeln sich von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag — wandeln sich in ihrer räumlichen Existenz, ihrem Verhältnis zum Raum — sind jeweils neu und im Neuen reizvoll. Das heißt aber nichts anderes, als daß sie wie die Werke der Architektur Seelisches im Raum spiegeln, daß sie im Neuen, durch den neuen Aspekt, in der neuen Kombination des Räumlichen und Linearen jeweils Neues an sich selber sichtbar werden lassen und so von Mensch zu Mensch neue Verbindungen schaffen, indem sie Neues von sich, von ihrem Wesen im Bilde der Erscheinung erkennbar machen. Der Reiz des jeweils Neuen, die Suche nach ihm, sei es in den großen, sich wandelnden Stilen der Menschheit, sei es in dem scheinbar belanglosen ewigen Spiel der Mode, enthüllt sich zu guter Letzt als ein geheimnisvoller Faktor des inneren Lebens, als ein Hilfsmittel der Menschen im Ringen um die Seelen und ihre Erkenntnis. Drüben bei den Speeren, den Lokomotiven, den Maschinen ist es leicht, hinter die jeweiligen Reize des Neuen zu kommen und sie eindeutig zu begründen: hier im scheinbar unwesentlichen Drum und Dran des Lebens zeigt sich, daß all diese oft mißachteten Äußerlichkeiten des Daseins, wofern man nur scharf genug zusieht, wichtigste Hilfskonstruktionen zur Bewältigung des innerlichsten Lebens sind. Der Reiz des Neuen greift weit über die Bezirke des Sensuellen, des Auges, des Ohrs, hinaus in die Bereiche des fragenden, erkennenden Gefühls, dem das Neue, in dem es ihm die Welt und die Menschen in immer anderen Aspekten vorführt, helfen will, unter der schützenden Hülle des bergenden Alten das zeitlos Wirkliche und seine Untergründe zu erkennen.



# Rundschau

**Europa in Gärung.** Die europäische Politik ist in bemerkenswerter und zum Teil nicht unbedenklicher Weise aus der Erstarrung in lebhafte Bewegung geraten. Der Staatsbesuch des Führers und Reichskanzlers in Italien hat die Festigkeit der Achse Rom—Berlin erneut unter Beweis gestellt, und gab Mussolini die Möglichkeit, dem befreundeten Deutschen Reiche in eindrucksvoller Weise einen Begriff von der militärischen Kraft Italiens zu Lande, zu Wasser und in der Luft zu geben. Die gemeinsamen Fragen sind bereinigt: Österreichs Anschluß ist von Italien als unumstößliche Tatsache angenommen, wie das Deutsche Reich die Alpengrenze als eine naturgegebene ewige ansehen zu wollen erklärte. Der Besuch fand zu einer Zeit statt, als das englisch-italienische Abkommen abgeschlossen war, so können sich nach ihm organisch englisch-deutsche Besprechungen ergeben, da der englische Premier entschlossen zu sein scheint, in kühlem realpolitischem Denken sich von wesenlos gewordenen Begriffen wie Völkerbund und kollektiver Sicherheit, an denen England wohl als einem Ideal festhält, in der Praxis freizumachen und Berührungspunkte mit dem Deutschen Reich da zu suchen, wo sie in Wahrheit liegen: in der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens. Es ist möglich, daß Schwierigkeiten wie die Frage der deutschen Kolonien, der Autarkie, der starken Aufrüstung in diesem Klima einer Lösung nähergebracht werden können, da die Ruhe Europas allen schon einige Opfer wert ist. Chamberlain kann an diese Fragen wohl um so leichter herangehen, als England nur im Westen Europas unmittelbar, im Osten jedoch nur mittelbar interessiert ist. -- Die 101. Tagung des Genfer Verbandes stand unter keinem glücklichen Zeichen: geheiligte Beschlüsse wurden preisgegeben, der Kleinglaube an das Instrument deutlich zum Ausdruck gebracht: des Negus' und Chinas Klagen blieben ungehört, die Schweiz und Finnland nahmen ihre Handlungsfreiheit gegenüber Sanktionsbeschlüssen zurück, und Chile verließ Genf. Auffallend stark ist die politische Initiative Englands. Das hat aber das französisch-englische Verhältnis in keiner Weise getrübt, wie die Abmachungen zwischen den französischen führenden Staatsmännern und der englischen Regierung in London beweisen. — England zeigt heute endlich ein Verständnis für mitteleuropäische Fragen auf der Grundlage des Volkstums, wie es in den schweren Jahren nach dem Kriege niemals zu spüren war, und sieht in der Regelung der sudetendeutschen Forderungen eine europäische Frage. Aber hier bleiben schwerste Probleme zu lösen, für die auch Frankreich Verständnis aufzubringen beginnt, um den europäischen Frieden zu sichern. Zu einer befreienden Lösung aber muß Prag das Stichwort geben; bisher erscheint es nicht so, als ob dort schon die Erkenntnis von der Größe und dem Ernst der Aufgabe sich ganz durchgesetzt hat.

Der Krieg in Spanien geht weiter, mit einem schnellen Ende zu rechnen wäre trotz der großen Erfolge Francos ganz verfehlt — ebenso wie in Ostasien durch die letzten Erfolge der Japaner keinerlei baldige Entscheidung zu erwarten ist. Die Chinesen bringen eine sehr viel stärkere Widerstandskraft auf, als die japanischen Militärs beim Beginn der Operationen gegen

China in Rechnung gestellt haben. Und nach wie vor bleibt die Frage des Verhaltens von Sowjetrußland in diesem Konflikt ungeklärt. Die europäischen Probleme sind zu verwickelt und zu schwierig, als daß sie leicht gelöst werden könnten. Deshalb bleibt es zu begrüßen, daß die große Politik in so starke Bewegung geraten ist, denn mit bloßem Zuwarten ist der Friede nicht mehr zu retten. Im Interesse des unruhigen Erdteils liegt es, daß noch mehr Regierungen als bisher erkennen, daß man den Fragen von heute und morgen nicht mit den Methoden von gestern gerecht werden kann.

**Gottähnlich oder Gottgleich.** Goethe hat, wie ein inzwischen geflügelt gewordenes Wort es aussagt, bekanntlich auch zuweilen „geirrt“. Gerade diese Feststellung der Nachwelt, die ganz ohne hämischen Akzent ist und nur ein wenig auch das größte Individuum wiederum unter das Gesetz der Gemeinschaft und des allgemeinen Geistes beugt, dient aber bei ihm ähnlich wie die Entdeckung der Griechen vom „zuweilen schlafenden Homer“ doch nur auf direktem Umwege zum höheren Ruhme seiner Weisheit. Es gibt nun aber eine sehr seltsame Äußerung des alten Goethe, die nicht mehr in dieser Weise als nur „irrig“ ausgelegt und „verziehen“ werden kann. In dem Gespräch mit Eckermann am 4. Januar 1824 heißt es: „Ich glaubte an Gott und die Natur und an den Sieg des Edlen über das Schlechte; aber das war den frommen Seelen nicht genug, ich sollte glauben, daß Drei Eins sei und Eins Drei; das aber widerstrebte dem Wahrheitsgefühl meiner Seele...“ Die Äußerung richtet sich unmittelbar gegen das damals immerhin über eineinhalb Jahrtausende alte Grunddogma des christlichen Glaubens von der Dreieinigkeit Gottes. Sie wird, was dem Tone der Äußerung deutlich anzumerken ist, auch vom alten Goethe noch voll aufrechterhalten. Man kann es nun gewiß als das faszinierend Moderne in Goethe bezeichnen, wenn er in dieser Weise den gesunden Menschenverstand gegen die Spekulation ausspielt. Die Haltung schaukelt aber am Grabe des Christentums mit einem so krassen geistesgeschichtlichen, wie unmittelbar geistigem Mißverständnis, daß sie eigentlich nicht nur unter seinem eigenen Range, sondern auch unter dem Range des ihm zeitgenössischen philosophischen Denkens, insbesondere der Hegelschen Philosophie liegt. — Die folgende Zeit bis zur Gegenwart hin ist nun in der Linie jener Äußerung frisch fröhlich weitergewandert; so weit, daß uns heute die Trinitätsfragen, vollends aber die geringfügigeren „Haarspaltereien“ der christlichen Dogmatik, völlig verstaubt und erledigt vorkommen. So haben wir z. B. irgendwann auf der Schule einmal von einem Konzil von Nizäa gehört, wo sich Arianer und Athanasianer um die Frage der Gottesgleichheit oder Gottesähnlichkeit Christi stritten. Wer würde auch nur auf den entfernten Gedanken kommen, daß dieser Streit unmittelbar über die Zeiten hinweg auflebt, wenn überhaupt über Christentum und seine Grundüberzeugungen gesprochen wird?

Nun, es wird zur Zeit faktisch über diese Fragen viel gedacht und gesprochen. Die „Dogmatik“ mag lange tot sein und nur für Theologen noch Interesse haben; der Glaube selber wird aber etwas ihr Entsprechendes immer wieder aufleben



lassen, wenn er sich irgendwie um seinen inneren Besitz und seine Klärung kümmert. Arius oder Athanasius, das ist ungefähr dasselbe, als ob wir heute sagen: ist Christus ein „großer, über alles andere bekannte Maß hinausgehender“ Mensch, ein „Religionsstifter“, ein Genius der Genien gewesen, oder war er Gottes eingeborener Sohn, die volle, nur in der Trinität gegliederte Gottheit selber? Man wird angesichts dieser Übersetzung alter dogmatischer Streitfragen in moderne Begriffe kaum zweifeln können, daß nicht nur Goethe, sondern die crème des gesamten modernen Geistes „arianische“ Christen gewesen sind, daß überhaupt eine Abart arianischen Christentums die Gegenwart und die Zukunft zu bestimmen scheint. In der Sammlung der Christophorus-Bücher des Verlages Jakob Hegner, Leipzig, ist unlängst ein Bändchen „Athanasius. Die Menschwerdung Gottes“ erschienen, das Ludwig A. Winterswyl eingeleitet, ausgewählt und übersetzt hat. Dies Büchlein bietet nun nicht nur den Stoff für die hier von uns aufgeworfenen Fragen; es vermag auch nicht zuletzt durch seine vorzügliche Einleitung uns ein Leitseil durch ähnlich gelagerte Probleme, wie sie die Gegenwart akut gemacht hat, zu bieten. Denn ein leiser Unterschied besteht freilich doch zwischen dem Streit Arius-Athanasius und den Formen, welche die Christusauslegung heute angenommen hat. Arius betonte zwar einerseits die Kluft zwischen der eigentlichen Gottheit und jedem Geschöpf, auch dem größten, dem Gottessohne Christus. Er fand aber, eben aus der damaligen Übermächtigkeit des Christuserlebnisses, noch nicht den Weg, Christus andererseits für den Glauben und die Liebe zum vollen Menschen zu machen. Christus schwebte im Arianismus beiderseits unterschieden zwischen Gott und dem Menschen. Heute ist es nun so, daß uns in Christus nur das erlesene Menschliche noch völlig selbstverständlich ist. Wir sind also in diesem Sinne nur halbe Arianer, und, so merkwürdig es klingen mag, auf Umwegen doch wiederum schon halbe Athanasianer. Denn die Haltung des Athanasius, welche in der Kirche danach den vollen Sieg erfuhr und sich durch Jahrtausende festigte, lief ja darauf hinaus, Christus volle Menschlichkeit einerseits, volle Gottheit andererseits zu sichern. Mit anderen Worten: der reine Arianismus, der Glaube an Christus in Gestalt etwa eines übermenschlichen Erlösungsdemiurgen wird niemals so wieder aufstehen können. Wenn das Christentum überhaupt die Krisen der neuen Welt besteht — und wer glaubt dies nicht? — dann nur auf der Linie, die ihm von Athanasius vor nunmehr rund sechzehnhundert Jahren vorgezeichnet und in dem freilich immer geheimnisvollen „Dogma“ von der Gottesgleichheit und dennoch restlosen Menschlichkeit des Erlösers besiegelt wurde.

**Des Sängers Segen.** Im Mai beging der bekannte Gesangspädagoge Robert Spörry seinen 60. Geburtstag. Er ist unseren Lesern nicht fremd. Denn sein Aufsatz „Vom Ursprung des Singens“, der im September 1929 in der „Deutschen Rundschau“ erschien, hat viele Kreise, auch bei den Menschen, die nicht unmittelbar für sich selber am Gesang interessiert sind, gezogen. Aber das allein würde noch nicht rechtfertigen, bei dem Jubiläumstage zu verweilen, wenn wir nicht eben in Robert Spörry eine Persönlichkeit ganz besonderer Art

vor uns ständen. Dieser in Winterthur 1878 geborene Schweizer, der seine Schweizer Eigenart und den festen Charakter seines Stammes treu bewahrt hat, in dem viele künstlerische Neigungen miteinander stritten (er hat interessante Bilder in den Hochbergen seiner Heimat gemalt und spielt hervorragend Geige), fand seine eigentliche Bestimmung im Gesang als Schüler von Stockhausen, Johannes Meschaert und im vielleicht entscheidenden Anstoß bei Paul Bruns. Spörry, der seit den ersten Jahren des Jahrhunderts nach Aufhalten in anderen Ländern in Deutschland lebt und mit der deutschen Musik und Kunst auf das innigste verwachsen ist, ohne sich dadurch irgendwie von der Weltenweite der Kunst abzuschließen, hat dem Lande seines Aufenthalts auch in den schwersten Zeiten deutscher Not und wahrlich nicht ohne Opfer für sich selbst die Treue bewahrt. Seine Bedeutung als Gesangspädagoge auszuschöpfen in dem hier gegebenen Rahmen ist unmöglich; zu sagen aber ist, daß hier ein Mensch aus einer zentralen Einstellung zum organischen Geschehen und aus einem einheitlichen Lebensgefühl heraus mit genialem Blick den wahren Untergrund und die Quellen des Singens gefühlt und dies Gefühl zu einer kristallklaren Erkenntnis und Lehre gestaltet hat. Dadurch, daß Spörry um die tiefe Wahrheit weiß, daß Einfachheit wahre Größe ist, hat er das Geheimnis des wirklichen Singens ergriffen, wodurch freilich dieses Geheimnis nichts von seinem magischen Reiz verliert. Wie zu einem großen Arzt sind zu ihm Musikbesessene gekommen, die aus innerer Verkrampfung oder unzureichender Belehrung an ihren Stimmen verzweifeln, und wie ein guter Arzt hat er ihnen durch Lösung des Krampfes geholfen und den Weg zu rechtem Singen freigemacht. Damit aber, daß er in Fortsetzung der Lehren seines Meisters Bruns, die er wesentlich ausbaute, eine gesangspädagogische Tätigkeit von hoher Wirksamkeit und Bedeutung entfaltete, ist seine Reichweite nicht begrenzt. Er ist auch muskschöpferisch tätig, hat viele Lieder und zwei Opern, die noch der Aufführung harren, komponiert und ist selber einer der feinsinnigsten und feingebildeten Interpreten der großen Meister. Die noble Bescheidenheit seiner Art, die jedes laute Sich-selbst-in-Szene-Setzen verschmäht, seine liebenswerte Persönlichkeit, die von letzter menschlicher Zuverlässigkeit ist, seine Aufgeschlossenheit gegenüber dem Leben und allem Menschlichen in jeder Erscheinungsform und seine Fähigkeit, Freundschaft und Treue zu halten, haben ihn auch in den Herzen vieler deutscher Menschen eine Heimat finden lassen, die sich seiner Art und seines im besten Sinne musikalischen Wesens von Herzen freuen und wünschen, es wüßten viel mehr im Deutschen Reiche von diesem seltenen Schweizer Gast.

**Johanna Schopenhauer.** Wenige Monate nach der 150. Wiederkehr von Arthur Schopenhauers Geburtstag jährt sich der Todestag seiner Mutter zum hundertsten Male. Kaum jemand erinnert sich heute der Frau, die in ihrer Gegenwart so berühmt war wie ihr großer Sohn unbekannt. Und die grobe Antwort, die Schopenhauer seiner Mutter einst gegeben hat, als sie spöttelnd angesichts seiner Dissertation über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde meinte, „das sei wohl etwas für Apotheker“, hat über ein Jahr-



hundert hinweg ihr Recht behalten: Arthur Schopenhauer wird studiert und ergriffen, während von den Schriften Johanna „kaum ein Exemplar mehr in einer Kumpelkammer steht“. Die Erinnerung an Johanna Schopenhauer soll keiner Renaissance ihrer vielen, allzu vielen weitschweifigen Romane gelten; was diese Repräsentantin einer billigen „Frauenliteratur“ geschrieben hat, interessiert heute nur mehr unter geschichtlichen Gesichtspunkten, es ist ein für die Erkenntnis des Geschmacks breiter Leserschichten vor hundert Jahren aufschlußreiches, aus Empfindsamkeit und den Elementen des alten Trivialromans bestehendes Erzählungsgefüge, in dem edle, von strengen Eltern geknechtete Töchter, gütige Veräterinnen liebender Paare, Bösewichter und plötzlich auftretende leuchtende Rittergestalten ihr Wesen und Unwesen treiben. Und auch die Lebensschicksale der Johanna Schopenhauer sind nur soweit des Erinnerns wert, als sie Aufschluß über manche Eigenheit des großen Sohnes einer Frau des Mittelmaßes geben. Daß Johanna Trostener als blutjunges schwärmerisches Mädchen eine Vernunfthehe einging und mit einem um Jahre älteren, ernstern und in seinen letzten Lebensjahren beinahe krankhaft engen Manne in einer wenn nicht unglücklichen, so doch freudlosen Ehe zusammenlebte, daß sie als junge Witwe in ihrem Weimarer Salon eine ihr gemäße Lebensform an der Seite eines Freundes fand und daß sie durch späte Geldnot gezwungen aus der Liebhaberei des Schriftstellerns als Alternde einen Broterwerb machte — all das wird dem Biographen Schopenhauers bedeutsam, sobald ihm die Spannung zwischen Mutter und Sohn Ausgangspunkt für weitergreifende Untersuchungen wird. Das bissige Urteil aber, in dem sie beide über ihre gegenseitigen literarischen Leistungen sprachen, läßt einen Augenblick verweilen. In ihm spricht ja nicht nur Unverständnis, Aversion oder familiärer Zwist aus, sondern der Gegensatz zweier allgemeiner Verhaltensweisen. Die erfolgreiche Autorin vielgelesener Unterhaltungsromane spottet angesichts der philosophischen Dissertation ihres Sohnes über die ihr unverständliche Fachsprache — der Sohn erwidert mit dem Hinweis auf Wert und Dauer seiner Arbeit; so stellt sich die Anekdote als bündiger Ausdruck des Gegensatzes von Ruhm und Erfolg dar. Wer um Erfolg bemüht ist, wirkt in der Zeit, doch weil er die allgemeine Meinung für sich gewinnen muß, gelingt es ihm nicht, den Besten seiner Zeit genug zu tun. So war es mehr als die Ungezogenheit eines gegen seine Mutter eingenommenen Sohnes, die Arthur Schopenhauer zu seinem eindeutigen Urteil bewog: er wußte um den wahren Ruhm, den der Erfolg nicht bestätigt, sondern dem der Erfolg des Wendigen widerspricht. — Pietätvolle Menschen haben das Grab der Mutter Schopenhauers bis in unsere Tage erhalten und gepflegt; sie haben kaum der Schriftstellerin ein ehrendes Andenken bewahrt als vielmehr der Mutter des Philosophen. Und die nahe Folge zweier Gedenktage, die Feiern der Dankbarkeit für den großen Denker und das Schweigen um die einst berühmte Verfasserin gängiger Romane dünkt uns eine erwähnenswerte Arabeske der Zeitgeschichte, die manchen Gedanken über Echtheit und Schein ausspinnen läßt, wenn man beginnt darüber nachzudenken.

# Gedanken über das harmonische Landschaftsbild

Wollen wir uns mit dem tieferen Wesen des harmonischen Landschaftsbildes beschäftigen, das mehr erfüllt als erklärt werden kann, so wenden wir uns wohl zunächst der heimatlichen Kulturlandschaft zu. Aus ihr vor allen anderen strömt uns ein für unser Ohr harmonischer Klang entgegen. Denn in ihr vereint sich der unserem Volke vom Schicksal gegebene Anteil an natürlichen Reichtümern und Naturschönheit der Erdoberfläche mit den noch sicht- oder fühlbaren Gestaltungen aus den Wirkwelten unserer Voreltern. Boden- gebundene Handwerker-Arbeit, welche auf den Landschafts- und Stammesunterschieden fußt und alte Überlieferungen weiter entwickelt, landschaftsgebundene Baustoffe, eine Zusammensetzung des Kulturpflanzenkleides nach den örtlichen Gesetzen des Bodens und des Klimas: dies und manches andere führt zu einem charaktervollen Flurbild, das auf Allerweltsgeschmack aller Art Verzicht leistet.

Schöpft diese Kulturlandschaft ihre Harmonie aus der Gestaltung einmaliger Landschaftswerte durch die stammesmäßige Begabung des ihr eingeborenen Menschen, so ist das seelische, als Harmonie empfundene Erlebnis, welches die Kulturlandschaft uns vermittelt, auf den Zusammenklang der sich in ihr verwirklichenden erdkosmischen Kräfte aufgebaut. In ihr werden wir hineingestellt in die Jahrhunderttausende, in welchen die erdgeschichtliche Entwicklung, aber auch die nicht minder ehrwürdige der Lebenswelten unsere Umwelt schufen. Im Betrachten wird Urwissen und Urerinnerung in uns geweckt, die uns zurücknimmt in den irdisch-ewigen Raum der mütterlichen Natur als ein Bestandteil von ihr.

Diese beiden Landschaftserlebnisse, dasjenige des harmonischen Kultur-, aber auch das des Naturlandschaftsbildes sind es, deren wir als Volk, aber auch als Einzelmenschen immer wieder bedürfen als einer Quelle seelischer Ernährung und Läuterung. Im Raume der Kulturlandschaft wohnt das durch den Menschen Gestaltete, Gebaute, und lebt auch die durch ihn angepasste Tier- und Pflanzenwelt in einem im biologischen und auch im künstlerischen Sinne harmonischen Gleichgewicht. In dieser durch sein Bemühen erzielten Harmonie besteht die eigentliche Kulturthat des Menschen. Was die drei unteren Naturreiche beisteuerten an Stein, Pflanze und Tier stimmt in der Naturlandschaft zusammen und verbindet sich zu einer übergeordneten Einheit, zu einem neuen innerlich Ganzen, welches trotz, ja durch Kampf als natürlichen Ausgleich Harmonie bringt. In der Kulturlandschaft verwandelt der Mensch die Urnatur. Aber jener Zusammenklang bleibt erhalten, ebenso wie die Beziehungen zwischen den Naturreichen lebendig bleiben. Sie gerade werden vom Menschen gepflegt und aller Ansporn gilt nur der Entfaltung ihnen bereits innewohnender, feimhafter Anlagen.



In dieser selbst geschaffenen Umwelt findet der Mensch seine Heimat, und alles Lebendige darin ist ihm freund und Sinnbild seines eigenen Wesens.

Ein solches Sinnbild für das Verwachsensein und die Gegenseitigkeitsbeziehung von Natur und Mensch ist der Baum in der Kulturlandschaft. Aus den in der Erde ruhenden Wurzeln hervorgehend, ragt er, fruchttragend und beschützend, in den Luft- und Lichtraum hinein, wie wenn er Stoffliches mit



Marienburg

*Von mittelalterlichem Herrentum gestaltetes deutsches Kulturlandschaftsbild*

Geistigem zu verbinden hätte. Er zeigt seinem Freunde, dem Menschen, wie ein Leben aus der Verwurzelung heraus in naturgegebenen Entwicklungsstufen folgerichtig in die Vollendung hinein sich aufbaut. Dies fromme Durch- und Zu-Ende-Erleben aller erdkosmisch bedingten Abläufe ist in den Landschaftshintergründen alter deutscher und holländischer Meister durch die fast nie fehlenden abgestorbenen Bäume oder doch mindestens Äste von solchen angedeutet. Es fällt auf, daß in einer der ausgeglichenen schönsten Kulturlandschaften der Welt, der traditionsgebundenen englischen, neben den edelwüchsigem lebenden Baumriesen häufig abgestorbene Bäume sichtbar sind, über deren Vorhandensein wir uns zwar wundern, die wir aber dort doch nicht missen möchten. Denn es sind Ausdrücke des Ewigen, die wir unbewußt im harmonischen Landschaftsbilde suchen und die beitragen zu der einordnenden und erhebenden Empfindung, die es in uns hervorruft.

Eugen Diesel, der Träger eines berühmten Namens als Sohn eines der größten Förderer unseres zivilisatorischen Fortschrittes, hat als erster erkannt, daß eben dieser Fortschritt die Völker der Erde auf den Weg führt zu einer dritten Form des Landschaftsbildes, der von Diesel so bezeichneten „Maschinenlandschaft“. Was Diesel mit dem in dieser Bezeichnung heraufbeschworenen Bilde vorahnend erschaut, bedarf wenig weiterer Worte. Denn



*Voralpenland. Bäuerliches bayrisches Kulturlandschaftsbild*

nur allzu klar ist für jede gesunde Empfindung, daß es zwischen der Maschine von heute und organisch gebauter Landschaft keine selbständige Versöhnung gibt, es sei denn, der lebendige Mensch schalte sich und seine künstlerisch-schöpferischen Kräfte noch einmal zwischen beide.

Ist alles Werden im Raume der älteren Kulturlandschaft ein Werden durch Entwicklung, ein Wachsenlassen und Lebenweitergeben, so hat die technische Veränderung — immer von der ewigen Gesamtnatur und nicht dem augenblicklichen Interesse des Menschen aus gesehen — etwas Katastrophenhaftes. Denn ihr folgt im biologischen, ja sogar im anorganischen Naturreiche sehr häufig die Unterbindung des Lebens und der Entwicklung, Erstarrung und Tod. Die von der Maschine gebrochene, anders wie die vom lebendigen Bilden des Menschen „gebrochene“ Natur geht ihres eigensten Wesens verlustig; sie bekommt etwas Golemhaftes. Ein harmonisches Landschaftsbild, wie es die Naturlandschaft immer darstellt und wie es die durch das Werkzeug gestaltete ältere Kultur-



landschaft aller Länder, aller Zeiten und aller Völker darbietet, vermag die Maschine in den meisten Fällen nicht zu schaffen.

Wie der Baum zum Sinnbild für die Einordnung des Lebendigen und seiner Gesetze in den Rahmen der Kulturlandschaft, so wird die technisch genützte „Wasserkraft“ zum Sinnbild für die Zerstörung körperlichen und seelischen Lebens in der Maschinenlandschaft. Will man es technisch nützen, so muß man vergessen, daß das Wasser im Naturganzen noch andere Fähigkeiten und Aufgaben besitzt als die durch Rechnung erfassbaren. Denn riesengroß und überbetont stellen sich mathematische Formeln über die lebendigen Beziehungen des Wassers zu den übrigen Naturreichen und drücken sie auf die Stufe bedeutungsloser Anhängsel herab. In seinen natürlichen Ansammlungen als See oder Fluß das lebenspendende Element und der landschaftliche Mittelpunkt für Pflanze, Tier und Mensch wird das Wasser in der Maschinenlandschaft seiner biologischen Eigenschaften grotzenteils beraubt und seine Geschöpfe geschädigt, wenn nicht dahingemordet.

Nicht minder einschneidend ist aber auch die Störung der inneren Beziehung zwischen Mensch und Landschaft. Auch für ihn ist das Wasser ein Lebenselement und gehört zum harmonischen Landschaftsbilde. Wird das Wasser zur Wasserkraft, so wird auch das, was vermals für ihn zum „Ewigen“ gehörte, endlich. Der



*River Avon. Harmonisch in mittelenglische Parklandschaft eingebetteter Fluß*

gestaute Fluß verliert sein von der Gesamtheit der Naturkräfte gesteuertes Fließen, welches den Rhythmus des Klimas und der Jahreszeiten spiegelte. Nun erinnert er eben noch an die wechselnden Bedürfnisse der Elektrizitätsversorgung. Die menschliche Seele aber bedarf der dauernden Berührung mit zeitlosen Seinsformen, an denen allein sie sich erneuern und wachsen kann. Hieraus entsteht das im Bewußten fast unerklärliche Gefühl von Erstarrung und Verödung, das uns selbst angesichts der architektonisch schönsten Lösungen eines technisch ausgebauten Flusses, wie wir sie in Deutschland schon besitzen, niemals verläßt. Wenn das harmonische Landschaftsbild Erdkosmos und Mensch als einiges Ganzes darzustellen vermag, so wird hier — im Maschinenlandschaftsbilde — die schicksalhafte Entzweiung des Menschen mit diesem selben Erdkosmos zutiefst sichtbar. Wenn eine kraftvolle Selbstbesinnung heute im deutschen Wasserbau vor demjenigen aller andern Länder einsetzt, so ist sie auf ein derartiges, untergründiges und erlebnishaftes Erkennen zurückzuführen, vor dessen Härte es heute kein Zurückschrecken mehr gibt.

Schon mehrfach wurde im Laufe der Geschichte harmonische Landschaft zur Raublandschaft des Menschen, um dann, wenn sie — nur allzubald — ausgebeutet war, ihn selbst aus sich auszustoßen. Ihn trafen Entartungsvorgänge, während sie selbst zurückfiel ins Vegetative, ja ins Anorganische, in einen



*Kentmere. Nordenglische Hirtenlandschaft*

todähnlichen Erstarrungsschlaf von Jahrhunderten. Die im Grün versinkende Kulturlandschaft der Inka-Reiche, die entwaldeten Mittelmeerküsten, die wüstenhaft versteppenden Landstriche des amerikanischen Kontinents sind Mahnmale auf solchem Wege und zeigen, wie der Erdkosmos seine vom Menschen ihrer harmonischen Ganzheit und Gesundheit beraubten Glieder zu sich zurücknimmt. Eine



*Kurische Nehrung. Das Zusammenleben von Baum und Fischerhaus*

völlig neue Einstellung solchen, vom Menschen zu verantwortenden Geschehen gegenüber bricht sich in den Vereinigten Staaten bereits Bahn. (Siehe Februarheft 1938 der „Deutschen Rundschau“: Adolf Reichwein, Amerikanischer Horizont, Tennessee Valley Authority, Mississippi Valley Committee und Mittelwesten.) Das Kennzeichen einer räuberischen Behandlung der Landschaft durch den Menschen ist ihre einseitige Ausbeutung, die Zerstörung der natürlichen Lebensbedingungen oder der Lebewesen selbst, die sie bewohnen. Daß es aber auch seelische Wüstenlandschaften gibt, das zeigen die Zivilisationswohnsteppen im Umkreis der großen Städte, in welchen die seelische Entartung ihre Wohnstätte besetzt.

Wenn wir nun auf das unserem Herzen am nächsten stehende deutsche Vaterland zurückkommen, so müssen wir bei der Vertiefung in die Landschaftsmalerei der romantischen und der Biedermeier-Meister feststellen, daß Deutschland noch vor 60 bis 80 Jahren ein Blütenstrauch harmonischer Landschaftsbilder der ver-



chiedensten und farbigsten Ausprägung war. Durch die Entwicklung jener sechs bis acht Jahrzehnte aber, die angesichts des inneren Erlebnisses, welches uns jene Bilder vermitteln, nur als eine seelische Erkrankung angesehen werden kann, die alle Wertmaßstäbe des menschlichen Daseins verschob, indem sie überall das



*Deutsche Alpenstraße. Neue Saalachbrücke.*

*Die Bögen scheinen das großzügige Bergmotiv wieder aufzunehmen*

*Photos: Dr. Edith Ebers*

Irdische über das Ewige setze, sind weitestgeheinde Bereiche unserer Landschaft heute ihrer Harmonie beraubt. Es ist dies nicht die Stelle, um im Einzelnen zu untersuchen, was alles zusammenwirken mußte, um unsere Landschaft und damit uns selbst dies Schicksal zu bereiten. Diese Zerstörung ist sicherlich keineswegs allein auf Rechnung technischer Ausbeutung der Landschaft zu setzen. Viele andere Verhaltensweisen, wie diejenigen der mechanistischen Forstwirtschaft und Flurbereinigung, des Wasser- und Kulturbaus, ebenso wie materialistisch eingestellte Landwirtschaft, welche das natürlicherweise vielgestaltige Pflanzenkleid zur Uniform machte, sind ebenso sehr daran schuld. Aber auch der Verlust natürlicher Bindungen bei der Gewinnung der Baustoffe durch den ungeheuer erleichterten Verkehr, die teilweise Zerstörung der natürlichen Oberflächenformen, die Verdrängung der Landschaft und vieles andere mehr wirkten mit. Am bedenklichsten aber und ausschlaggebend ist der Verfall gestalterischer Kräfte im ein-

zeln Menschen, der sich zugleich mit dem des Sinnes für weises Maßhalten vollzog.

Sind solche Erkenntnisse auch da und dort schon vorhanden, wird auch deutsche Landschaft heute schon wieder bewußt „gestaltet“ — wie seit einigen Jahren mit großem Erfolge im Straßenbau — oder das Kulturpflanzenkleid nach organischen Gesichtspunkten neu umgearbeitet, wie in unserer heutigen Forstwirtschaft, so stecken wir doch noch in unserer Beziehung zur Landschaft auf vielen anderen Gebieten weitgehend in der Begriffswelt der materialistischen Jahrzehnte. Heute dürfen wir nicht mehr nur erhalten, sondern wir müssen im weitesten Sinne auch gestaltenden Naturschutz treiben. Für kein Volk Europas sind dessen Probleme brennender als für das großdeutsche, das seine überbevölkerte Landschaft infolge seiner hohen Technisierung und seiner geballten Aufstiegskräfte am intensivsten umgestaltet.

Geben wir aber dabei unserer Sehnsucht nach dem harmonischen Landschaftsbilde Raum! Denn in das Ringen um ein neues harmonisches Weltbild ist unzweifelhaft auch das um ein harmonisches deutsches Landschaftsbild mit eingeschlossen. Es vermöchte zuallererst ein neu erworbenes Gleichgewicht geistiger und stofflicher Werte zu spiegeln. In welcher Richtung Technik und Zivilisation dabei weiterschreiten müssen, zeigt die aufs höchste entwickelte exakte Naturwissenschaft unserer Tage, die Physik, welche sich selbst mehr und mehr als ein Sondergebiet der Biologie erkennt. Alle Aufbau- und Regenerationskräfte strömen einem Volke aus dem Wohlbehagen und der seelischen Einordnung und Entspannung zu, die es in seiner harmonischen Heimatlandschaft findet.

# Theorien und Hypothesen im Okkultismus\*

Theorien und Hypothesen sind unentbehrliche Bestandteile der wissenschaftlichen Forschung; die Theorien als zusammenfassende Erklärung des Seins und Geschehens, deren Einzeltatsachen ohne Theorien ein Haufe lebloser Gebeine bleiben würden. Unerläßlich sind auch die Hypothesen als Unterlagen, Voraussetzungen, Bedingungen der Forschung. Oft bestehen sie in reinen Annahmen, Mutmaßungen über Sachverhalte, die begrifflich-spekulativen Quellen entstammen. Häufig auch verdichten sie sich in ein Prinzip, zum Zweck der Erklärung vorläufig unbewiesener Annahmen, auf Grund der Erfahrung und Wahrscheinlichkeit, in der Hoffnung auf spätere Bestätigung durch weitere Erfahrungen. Jedenfalls kann keine Forschung bei den Tatsachen stehenbleiben, sie bedarf vielmehr als Antrieb der von glücklichen Einfällen geförderten methodischen Voraussetzungen und Arbeitshypothesen, solange sie sich nicht auf feste, schon bestätigte Theorien zu stützen vermag. Namentlich in den Naturwissenschaften eilen fruchtbringende Hypothesen als Schrittmacher und Wegweiser der Forschung voraus: z. B. die antike Atomlehre, deren Gerüst sich bis in die neueste Zeit erhielt, das periodische System der Elemente, das zur Entdeckung einer ganzen Anzahl vorher unbekannter Elemente führte, die Prout'sche Lehre, daß alle Elemente sich aus dem Urelement — dem Wasserstoff — zusammensetzen und viele andere.

Natürlich schwanken die Grenzen dieser Hilfsmittel, und damit bietet sich für unklare Köpfe eine prächtige Gelegenheit, ihre Hypothesen und Fiktionen für bestätigte Theorien, und ihre Postulate für Axiome zu halten oder wenigstens dafür auszugeben.

Häufig treten umgekehrt Ergebnisse ein, ohne in einer bereits vorhandenen Theorie Platz zu finden. Ich erinnere etwa an den Fermatschen Satz, dessen Gültigkeit zwar feststeht, dessen Beweis aber ungeachtet verlockender Belohnungen bis jetzt niemandem gelungen ist, so daß die Herkunft dieses mathematischen Sorgenkindes vorläufig ungeklärt bleibt. Die Naturwissenschaften stecken voller Theorien, die den Anspruch erheben, unbezweifelbare Tatsachen zu erklären und die doch hinter ihnen einherhinken. „Eine gut gebaute Nerventheorie“, so pflegte ein berühmter Anatom zu sagen, „lebt im günstigsten Falle fünf Jahre, nicht selten stirbt sie schon im Säuglingsalter.“ Wie wenig ist es uns gelungen, in das fast unheimliche Rätsel der dem Rundfunk zugrunde liegenden Naturkraft einzudringen, obwohl uns jeder Tag die Tatsache der Übertragung vor Augen führt und wir ihre praktische Anwendung jederzeit betätigen. Nicht viel anders steht es um die Erscheinungen im Bereiche der Suggestion und Hypnose.

\* Siehe „Deutsche Rundschau“, April- und Mai-Heft 1938.



Auf der einen Seite also leisten Theorien und Hypothesen Pionierarbeit für neue Forschung, auf der andern Seite ruft man nach ihnen, um die bereits bekannten Tatsachen in einen Zusammenhang einzuordnen. Es kann daher niemandem einfallen, dem Okkultismus das Recht streitig zu machen, diese Beihilfen ebenso zu seiner Arbeit heranzuziehen, wie es in anderen Forschungsgebieten geschieht. Nur muß man uns gestatten, die Art, wie er es tut, näher ins Auge zu fassen. Nicht nur Okkultisten, sondern auch Forscher auf anderen Gebieten haben sich im Rausch ihrer Hypothesen, die zu Wahnideen wurden, und unter der quälenden Angst, daß sonst die Arbeit von Jahrzehnten vergeblich gewesen sei, dazu verleiten lassen, die Tatsachen zu verstümmeln, umzugestalten oder umzudeuten, um sie in das Prokrustesbett ihrer Theorien und Hypothesen hineinpressen zu können. Dies gilt sowohl positiv wie negativ. So weiß die Geschichte der Medizin von mitunter tragischem Ringen zu erzählen, welches neue Lehren, z. B. die der Asepsis und der Erregung von Krankheiten durch Mikro-Organismen, um ihre Geltung gegenüber eingefrorenen Irrtümern zu bestehen hatten. Ein berühmter, noch gar nicht lange verstorbener Pathologe glaubte z. B. bis an sein Lebensende nicht an die Übertragung der Malaria durch die Anopheles-Fliege.

Die Behauptung: Okkultismus ist unmöglich, weil er den Naturgesetzen widerspricht, hat daher, wie die Okkultisten mit Recht einwenden, zur Voraussetzung, daß wir alle Naturgesetze schon kennen. Eine Voraussetzung, der die Bestätigung doch fehlt.

Umgekehrt lautet die okkultistische Behauptung: es gibt okkulte Erscheinungen. Dagegen ist so lange nichts zu sagen, als diese Behauptung bleibt, was sie ist: eine Hypothese oder auch eine vorläufig als wahrscheinlich angenommene Vermutung. Längst aber hat diese Hypothese im Okkultismus den Charakter eines Glaubenssatzes angenommen, den seine Vertreter mit fanatischer Hartnäckigkeit verteidigten und mit dem sie wie mit einer gegebenen Größe verfahren, ohne den exakten Beweis geliefert zu haben, der aus ihm erst eine wirkliche Erkenntnis machen würde. Auch der Naturwissenschaftler darf von der Stichhaltigkeit seiner Hypothesen persönlich fest überzeugt sein, ehe er sie durch Tatsachen zu bestätigen vermag. Bergson hat einmal darauf verwiesen, daß das Wesentliche immer in einer intuitiven Erleuchtung gefunden werde, die Schwierigkeiten entstünden dann erst, wenn man daran gehe, es durch Nachweise fest zu unterbauen. Während indessen der ernste Naturforscher zugibt, daß selbst unerschütterlichste Überzeugung den exakten Nachweis des Anspruches, als Erkenntnis zu gelten, nicht ersetzt, und ohne Widerspruch bereit ist, sich den dahingehenden Forderungen zu fügen, versuchen die Okkultisten immer wieder, diesen auszuweichen. Ein System von Hypothesen, Theorien und verführerischen Argumenten wird errichtet, das keineswegs von Widersprüchen frei ist und in dessen Gespinnst sich Unvorsichtige gar leicht verstricken.

Die allzu persönlichen Unterstellungen, mit denen die okkultistischen Tempelwächter den Ungläubigen so freigiebig bedenken: Mangel an gutem Willen, an objektiver Einstellung, Befangenheit in materialistisch-mechanistischer Weltanschauung u. dgl. m. übergehe ich, weil ich sie einer Widerlegung, soweit meine Person und andere ernsthaftige Gegner in Betracht kommen, nicht für würdig

erachte. Tiefer in das Gewirr der okkultistischen Theorien und Hypothesen führen andere Einwürfe. Man hält den Gegnern hohnvoll entgegen, sie seien vom „Eraktheitswahn“ befallen und stellten darum an den Okkultisten Beweisforderungen, die sie sonst nicht erheben. Man weist auf die Astronomie hin, deren Ergebnisse man einfach hinnehme, ohne daß es jemand einfalle, das Verlangen persönlichen Erlebens zu stellen. Eine absolute Sicherheit der Beweise zu beanspruchen, sei unzulässig, es genügten einige gut verbürgte Fälle. Gehe man derartig vor, so müsse man folgerichtig die Ergebnisse fast der gesamten geisteswissenschaftlichen — in erster Linie der historischen Forschung als zweifelhaft ansehen. Der Okkultismus sei nicht irrationaler als andere Wissenschaften und bewege sich nicht mehr in „affektivem Denken“ als diese auch. Dazu tritt noch die Wahrscheinlichkeitshypothese, wonach die Echtheit eines von zahlreichen Zeugen bestätigten Phänomens zum mindesten wahrscheinlich sei.

Da nun die Okkultisten unzählige Male laut verkündet haben, daß eine Reihe von Phänomenen unter eraktesten Versuchsbedingungen (die jeden Irrtum ausschließen), gesichert feststehe, so hätten sie das, was als „Eraktheitswahn“ ihren Grimm erweckt, ja eigentlich nicht zu fürchten. Man versteht daher nicht recht, warum sie mit solchem Aufwand an Gegenüberstellungen beweglich für mildernde Umstände plädieren. Ich erinnere mich jedenfalls nicht, daß ernsthafte Forscher ähnliche Klagen geführt oder sich Einwänden gegenüber darauf berufen hätten, anderswo arbeite man auch nicht zuverlässiger. Darum erweckt das Verfahren der Okkultisten den Verdacht, daß sie bei ihren emphatischen Versicherungen, alle Ansprüche stichfester Beweiskraft erfüllt zu haben, sich selbst unsicher fühlen und leise Skepsis spürbar ihre Seele durchströmt. Dann greifen sie wohl nach der Wahrscheinlichkeitshypothese, die ebenfalls zu ihren Ungunsten ausfällt. Unterstellen wir einmal die gewiß wohlwollende Meinung von Fanny Moser, wonach 2 Prozent der okkulten Phänomene echt seien, während 98 Prozent aus Trug und Gaukelei stammten, so ist der Wahrscheinlichkeitschluß gerechtfertigt, daß die verbleibenden 2 Prozent zum mindesten größtes Mißtrauen verdienen.

Überdies werden von den Okkultisten aus falschen Argumenten falsche Schlüsse gezogen. Schon Goethe hat auf die Fragwürdigkeit der historischen Forschung aufmerksam gemacht, und jeder gewissenhafte Historiker gibt zu, daß die Brüchigkeit des Stoffes seinem Bestreben, nach besten Kräften ein widerstandsfähiges Gebäude zu zimmern, fast unübersteigbare Grenzen setzt. Was dem Historiker recht ist, ist aber dem Okkultisten noch lange nicht billig. Denn sie beharren ja darauf, daß ihre Ergebnisse jeder Prüfung auf Zuverlässigkeit standhalten.

Unter diesen Umständen ist es auffallend, daß um die wiederholt ausgekauften hohen Preise (bis zu 40000.— Mark) für das Hervorbringen eines echten Phänomens sich bisher nur ein Medium beworben hat, dessen Leistungen von einer amerikanischen Kommission im Jahre 1923 als unzulänglich erklärt wurden. Ein weiteres Medium hat sich seither nicht gemeldet. Ich wäre nicht erstaunt, wenn ein Okkultist hier mit der Hypothese von der souveränen Geldverachtung der edlen Medien aufwarten würde; ich dagegen neige dazu, den Grund ihrer vornehmen Zurückhaltung in den scharfen Kontrollmethoden der Kommission zu sehen.

Auch der Versuch, okkultistische Phänomene in dieselbe Linie mit einmaligen Naturereignissen zu rücken, deren Beobachtung nur wenigen zugänglich sei und die dennoch nicht bezweifelt würden, verliert sich auf Abwege. Im Widerspruch dazu steht, daß die Versuche der Okkultisten doch darauf ausgingen, das Hervorbringen der „Phänomene“ zu wiederholen und daß sie häufig dem Kritiker entgegenhalten, wer nicht einer großen Anzahl von Sitzungen beigewohnt habe, sei unzuständig. Man muß daraus entnehmen, daß die Zuständigkeit zwar für die Zustimmung anerkannt, für die Kritik jedoch bestritten wird. Neuerdings (1933) berichtet nun ein Frankfurter Arzt, Dr. D., er sei imstande, bestimmte Phänomene beliebig oft zu zeigen. Es handelt sich zunächst um die Lösung der Aufgabe, die Dessoir der Eusapia Paladino gestellt hatte: sie solle als Beweis ihrer mediumistischen Fähigkeiten ein vor sie hinggelegtes Zündholz ohne Berührung, also telekinetisch bewegen. Eusapia gelang dies nicht; Dr. D. kann es jedoch. Ebenso kann er „aus der Ferne z. B. Glühlampen zum Ausleuchten bringen“ und noch vieles andere. Doch nicht nur er kann das, sondern ich selbst, so oft, wo und wann ich will — nachdem er mir den „Trick“ (Offenbar ist kein Taschenspieler-Trick gemeint. D. W.) gezeigt hat. Er ist so lächerlich einfach, daß schwer zu begreifen ist, wie die Wissenschaft so lange an der Tatsache vorbeigehen konnte, die offenbar dieser Seite des Okkultismus (der Fähigkeit des Willens, über unseren eigenen Körper hinaus Fernbewegungen hervorzurufen. D. W.) zugrunde liegt. (F. Moser, *Der Okkultismus*. München 1935.)

Diese sonach nun erst in ganz neuester Zeit und als sehr eindeutig auftretenden Eröffnungen entschleiern die verheißungsvolle Aussicht, endlich einmal ein „okkultes“ Phänomen zur klaren Entscheidung zu bringen. Wie früher, so auch jetzt ist der als unbelehrbar verschriene Verfasser durchaus willig, sich durch Vorführung der erwähnten Experimente — zugleich mit von ihm bestim-  
ten Beisitzern — überzeugen zu lassen, und erklärt sich ausdrücklich bereit, die dafür entstehenden Kosten zu übernehmen.

Dem exakt arbeitenden Wissenschaftler fällt es überaus schwer, gegen die eigene Erfahrung Sprechendes als gegeben hinzunehmen. Auf Grund des Vertrauens in die Aussage anerkannter Berufsgenossen hat er sich aber gewöhnt, für ihn selbst nicht Nachprüfbares anzuerkennen, wenn eine Mehrzahl oder eine Kommission angesehenen wissenschaftlicher Autoritäten seines Fachs durch unumstößliche Beweise zu gleichlautenden Ergebnissen gelangen. Er verzichtet aber keinesfalls auf das Recht (und das wird ihm in diesen Kreisen auch nicht zugemutet), die Ergebnisse anzusechten, wenn er die Beweise für unzulänglich hält. Solche wissenschaftliche Kommissionen zur Untersuchung okkultistischer Fragen schlossen aber entweder rein negativ ab, oder sie mußten sich mangels überzeugender Sicherheit mit der Feststellung begnügen, daß die Frage weiterhin offen zu lassen sei. Um von diesen ihnen unbequemen Tatsachen abzulenken, komponieren die Okkultisten eine Symphonie von Theorien, Hypothesen, Gegenüberstellungen usw., als deren Leitmotiv wir leicht das Bemühen heraus-  
hören, den kritischen Geist einzuschläfern, indem man ihn beschwört, sich auch



mit Beweisurrogaten zufrieden zu geben, und ihn so zur gläubigen Hinnahme ansechtbarer Ergebnisse zu bestimmen. Man übersieht, daß namhafte Okkultisten, wie Richey u. a., entschieden den Standpunkt vertreten (den sie in der Praxis freilich verließen), daß der Okkultismus nur dann „seinen Zweck, zur Fundierung einer übersinnlichen erweiterten Weltanschauung beizutragen erfüllen kann, wenn er sich den naturwissenschaftlichen, d. h. den exakten Methoden unterwirft“ (Maack). Wie es seiner Meinung nach damit im Bereich der Okkultisten bestellt ist, verrät uns Maack durch die aufschlußreiche Schilderung, die er im Programm der „Deutschen Gesellschaft für wissenschaftliche okkultistische Forschung“ liefert: „Der Okkultismus der Gegenwart ist ein wüstes Durcheinander von Personen und Sachen, von Tatsachen und Theorien, von Phänomenen und Phantasien... Gelehrte und Ungelehrte, Schwärmer und Schwindler, Gauner und Betrüger, Kurpfuscher und Scharlatane, Wißbegierige und Geldschneider, Gesunde und Kranke, Hysteriker und Psychopathen, Theosophen und Anthroposophen, weiße und schwarze Magier, Spiritisten und Hypnotisten, Magnetopathen und Wahrsager, Graphologen und Astrologen, Alchimisten und Rosenkreuzer und unzählige andere Ritter des Geistes und der Materie geben sich im Okkultismus nach wie vor ein buntes Stellbildchen, um hier ihre wissenschaftlichen, metaphysischen, geschäftlichen und schlimmeren Bedürfnisse zu befriedigen.“

Eine geradezu ausschweifende Phantasie offenbaren die hemmungslosen Gedankengänge, mit denen die Okkultisten die Mängel ihrer Kontrollmethoden und die Echtheit der Phänomene zu begründen glauben. Wir hören da, um nur einiges herauszugreifen, man müsse vom Sitzungsteilnehmer Glauben verlangen, denn das Medium gleiche dem sensitiven Künstler und reagiere ebenso wie dieser auf unsympathische Menschen durch Herabsetzung seiner Leistungen; außerdem, je mehr man von Mißtrauen erfüllt sei (auch wenn man es nicht bekunde), desto mehr verleite man das Medium zum Betrug, ja, die Medien seien es ihrem Verufe schuldig, zu schwindeln. Man verbietet strengstens überraschende Aufhellung des Arbeitsraumes oder gar Dazwischengreifen, denn damit durchschneide man die „Kraftlinien“ und verursache empfindliche Gesundheitsschädigungen. Noch stärkeres Geschick fährt man auf, indem man den Zuwiderhandelnden mit moralischen Beschuldigungen: beleidigendes Vorurteil, Körperverletzung, Bruch des Gastrechts, Hausfriedensbruch, Vertrauensmißbrauch u. a. überhäuft. Es verschwinde auch in diesen Fällen das Materialisationsprodukt augenblicklich.

Die Wahrheit ist, daß bei den Entlarvungen das „Plasma“ nicht verschwand, sondern sich als hereingeschmuggelte, banale Stoffeßen usw. entpuppte und daß die überraschten Medien zwar in Wutgeheul ausbrachen, indessen an ihrer Gesundheit keinerlei Schaden erlitten. Gesundheitsschädigungen durch okkultistische Betätigung sind freilich häufig vorgekommen — bei den Teilnehmern. Viele hervorragende Irrenärzte (Kräpelin, Winslow, Maudsley, le Grain Duhem, Charcot, v. Wagner u. a.) berichten, daß nicht nur die intensive Betätigung mit Okkultismus, sondern schon die Hinneigung dazu, häufig Geistes-

störungen auslöst. Psychopathisch minderwertige, verschrobene, exaltierte Personen sind besonders stark der Infektionsgefahr ausgesetzt. Sie geraten ganz aus dem Gleichgewicht. Hysterische Psychosen, Dämmerzustände und Schlimmeres bis zum Selbstmord sind die beobachteten Folgen. Dabei kommt nach Ansicht jener Sachkundigen nur eine Mindestzahl der Fälle von Schädigungen zu ihrer Kenntnis. Demgegenüber sei die Gefahr für die Medien wesentlich geringer.

Auch kritische Beobachter leugnen nicht, daß nach dem Augenschein in Sitzungen (im fast dunklen Zimmer) teils körperliche Gegenstände produziert werden, die vorher nicht da waren (Materialisationen), teils Bewegungen von Dingen erkennbar sind, die anscheinend ohne Berührung erfolgen (Telekinese). Der Okkultist in seiner unzerstörbaren Glaubensbereitschaft hält die Möglichkeit, daß der Augenschein trügt, für ausgeschlossen, sein ganzes Interesse gilt lediglich der Erklärung der Erscheinungen. Bald findet er sie in „magnetischen Kraftfeldern“, die von dem Medium ausgingen, sich aber sonst in die Naturgesetze einfügten, bald belehrt ihn jedoch ein Glaubensgenosse, daß telekinetische Vorgänge sich durch Naturgesetze nicht erklären lassen. Besonders vorwichtige Beobachter erspähten nämlich, daß die Gegenstände doch von etwas erkennbar Körperlichem erfaßt und bewegt wurden. Für den Okkultisten folgt daraus die Entdeckung, daß Telekinese ohne Materialisation nicht möglich ist. Es sind dann materialisierte Hände, Füße, Besenstiele und ähnliche Apparate, auch Fäden, die aus dem Körper des Mediums „herauswachsen“. Es hat sogar die Fähigkeit, wie aus den Fußspuren ersichtlich wird, bestrumpfte Füße hervorzubringen. In gleicher Weise ergibt die „theoretische Durchdringung“ der Beobachtungen seitens der Okkultisten, daß, als ein rotgefärbter Klingelstiel von einem „materialisierten“ Greiforgan erfaßt wurde, dann die an der Hose des Mediums haftende rote Farbe genau die Stelle anzeigte, an welcher die materialisierte „ektoplastische Hand“ wieder in den Körper zurückschlüpfte. Ganz bis in den Kern des Okkulten Vorgebrungenen wissen uns sogar den Vorgang genau zu beschreiben: „Eine Art Nabelschnur verbindet Medium und Gebilde“, darum spürt es ein Dazwischengreifen. Die Materialisationen entstehen „aus einer Primarsubstanz, zunächst meist unsichtbar“, „leuchtenden Gaswolken vergleichbar“ bzw. als „nebelartige Masse“. Im zweiten Stadium sind sie „stark verdichtet“, im dritten „substanziell“. Sie besitzen „biologische und physikalische Eigenschaften“, „zunächst innerhalb des Körpers“, unter bestimmten Bedingungen „auch außerhalb desselben“. Sie zeigen Scheu vor Licht und Berührung wie z. B. Keimvorgänge und photographische Platten auch, „entstehen und verschwinden äußerst rasch“. In Aussehen und Form sind die „teleplastischen Glieder“ verschieden und besitzen „bedeutende Kraft“, die sie den Teilnehmern „abzapfen“ usw. usw. Es macht sich im Körper das „Spalt-Ich“, welches das Medium beherrscht, als „besonderer Stoff“ frei, „dessen Kraft zielgerecht gelenkt“ wird, und zwar nicht nur vom Medium, sondern gelegentlich auch vom Versuchsleiter. Es handelt sich um ein „biologisches Geschehen“, um „Lebensprozeß“, wodurch die „fundamentale Bedeutung der Lichtwirkung“ verständlich wird.

Oder man deutet, wie Geley, einer der Fürsten des Okkultismus, die telekinetischen Vorgänge — mit einem ehrfurchtheischenden Aufwand von Kunstausdrücken, deren Herkunft für den Uneingeweihten „okkult“ bleibt — als „magisch objektivierte Traumvorstellungen des Mediums“, d. h. „die Idee des Phänomens, lebendig im somnambulen Unterbewußtsein, mit dem sich übrigens dasjenige der Anwesenden vermischt, wird mit Hilfe psychophysischer Energie durch eine biophysische Projektion ektoplastisch auf eine gewisse Entfernung hin umgesetzt und ausgeprägt, d. h. objektiviert. Man ruft, mit anderen Worten, eine unerforschte ideoplastische Fähigkeit der medialen Konstitution zu Hilfe“. In unser geliebtes Deutsch übertragen heißt dies: das Medium bzw. sein innerer Doppelgänger verfertigt sich aus seiner Seelensubstanz „fluidale“ Werkzeuge vom dünnen Faden bis zum „rutenähnlichen Glied“ und künstliche Gliedmaßen, mit welchen es Gegenstände hebt, senkt, stößt, schleudert, Kurbeln dreht, Schellen läutet und an Kummer gewöhnten Opfern der Wissenschaft Fußtritte und Ohrfeigen versetzt. Über alle Massen Schlaue haben mit heißem Bemühen herausgefunden, daß es sich bei diesen Vorgängen um eine „künstliche Nebengeburt“ handelt, denn der Mensch hat „neben seiner Gebärmutter auch eine zweite Gebärmutter zur Erzeugung von homunculis und homunculoiden (menschenähnlichen) Gebilden. Nicht umsonst sind die meisten Medien weiblich“. Woraus sich wiederum, da männliche Personen in der Regel nicht über eine Gebärmutter verfügen, die Seltenheit der männlichen Medien zufriedenstellend erklärt. Daher ist nur „für den oberflächlich urteilenden sogenannten gesunden Menschenverstand“ — denn schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort — das Medium des Betruges überführt, wenn man an seinen Händen Fäden bemerkt, die z. B. das Heben einer Waagschale bewirken; für den tiefer bohrenden okkultischen Geist sind die Ausstrahlungen von der Seele des Mediums geschaffene, körperliche Gebilde eine Ausgeburt dieser zweiten Gebärmutter.

Steigen wir aus der atemraubenden okkultistischen Stratosphäre in den nüchternen Alltag bewährter, menschlicher Logik herab, so wird offenbar, daß die Okkultisten gerade das voraussetzen, was sie begründen sollen, m. a. W., sie sollen den Beweis liefern, daß es Materialisationen gibt, und glauben, ihn zu erbringen, indem sie das zu Beweisende als Bestandteil des Beweises verwenden! Auf diese Weise schützt sich der Okkultismus vor Widerlegung, denn nach einem alten philosophischen Satz teilt das Sinnlose mit der Wahrheit den Vorzug, daß es nicht widerlegt werden kann.

Nach alledem kann ich es dem Leser nachfühlen, wenn er sich aus der tropischen Wildnis dieses üppig wuchernden, geistig-seelischen Urwaldes nach der bescheidenen Landschaft der gemäßigten Zone sehnt. Ich hoffe, daß er es mit mir vorzieht, „seinen oberflächlich urteilenden, sogenannten, gesunden Menschenverstand“ in dem „Eraktheitswahn“ zu belassen, und wie ich, sich unerbittlich darauf festzulegen, die „okkulten Phänomene“ nicht eher als echt anzuerkennen, bis der gebieterisch sichere, lückenlose Nachweis vorliegt, den Dr. O. und Fanny Moser sich anheißig machen, „so lächerlich einfach“ zu erbringen.



# Vierundzwanzig Stunden

## aus dem Leben eines jungen Tobias

### 1726

(1. Fortsetzung)

Recht wohl entsann sich Tobias Lennacker dieser seiner Worte heute, an diesem frühen, sonnigen Maimorgen, da er auf der Elbbrücke an der Brüstung lehnte und sich den Anschein gab, als beobachte er, ein müßiger Reisender, das bunte Treiben der Schaluppen und Lastkähne auf der breiten Wasserstraße des Stromes. Recht wohl entsann er sich alles dessen, was weiter gesprochen, weiter geschehen war. Aber so wenig wie in der vergangenen Nacht konnte er sich darüber Klarwerden, ob diese Worte, ob diese Geschehnisse mehr Gewicht hätten, als Vogelrufe und Tautropfen, Blütenblätter und Schmetterlinge. Ob er am Ende ein Dichter sei, hatte der Knabe nach einer Pause schweigenden Dahinwanderns gefragt, und die unbefangene Keckheit seines Tons war von etwas wie Ehrerbietung gedämpft gewesen. Nun war es an ihm, Tobias, gewesen, verlegen zu lachen — zu fragen, wieso man denn darauf käme. Gewiß, er liebte die Poesie über alles und könnte sich nicht ersättigen an Versen in allen Sprachen, seien es deutsche, französische, englische, italienische oder lateinische. Aber wenn ihm auch hie und da ein Geburtstags- oder Hochzeitscarmen oder sonst ein Elaborat in Reimen geglückt sei, so dürfe er es doch nicht wagen, sich selbst mit dem hohen Namen eines Dichters zu schmücken. Und dann, hinwegleitend über neue Fragen des Kleinen, ob er also ein Gelehrter sei, da er in so vielen fremden Sprachen bewandert wäre, und ob er auf Reisen sei, oder auch in der Verbannung wie die Schwester und er — dies alles halb absichtlich überhörend, hatte er sich aus der Verlegenheit zu retten versucht, indem er begonnen hatte, die allerliebste „Beschreibung der Nachtigall“ des Herrn Senators Barthold Heinrich Brockes zu Hamburg zu rezitieren, nachdem er einleitend den Finger gehoben und verzückt gesagt hatte: „Hören Sie es, Mademoiselle? Hörst du es, kleiner Freund — die süße Philomele im Busche? —

Ich hörte die Siren' im Büsche,  
Die wunder süße Nachtigall,  
Wie sie mit klingendem Geziße  
Erfüllte Wälder, Berg' und Thal;  
Ich hörte sie bezaubernd streicheln  
Mit holdem Gurgeln Lust und Ohr;  
Es brachte ihrer Kehle Schmeicheln  
Die Leiter der Musik hervor;

Sie machte Fugen, Pausen, Sprünge  
Und Kontrapunkte, daß es ließ,  
Ob sie mit tausend Zungen sänge  
Und in viel hundert Rohre blies..."

Das Gedicht war so lang, daß er es sich gar nicht bewußt wurde, wie über dem Auftragen der Bereich des Parkdunkels, der verhallenden Musik und der überschwenglich schluchzenden, jubelnden Vögel hinter ihnen zurückgeblieben war, daß sie schon eine Weile zwischen den Gartenzäunen der Vorstadt einhergingen und daß sie schließlich stehengeblieben waren. Er sprach die letzten Verse:

„Ich schloß nach Hin- und Widerwanken  
Es sei was Göttliches darin..."

und kam zu sich, indem er kopfschüttelnd hinzufügte: „Diese letzten Zeilen wollen mir gar nicht immer gefallen. Auch wird mir durchwegs ein wenig zuviel räsoniert. Indessen hätte ich keine andre Poesie finden können, die sich so trefflich für unsre Situation geschikt hätte.“ Er bemerkte, daß seine Zuhörer stumm blieben und fühlte sich plötzlich wie ein aufs Trockene geratener Fisch. „Wenn ich Sie ennuyiert habe, Mademoiselle, so vergeben Sie mir!“ stammelte er, „aber es war die einzige Manier, in der ich Ihnen meinen Dank abzustatten vermochte!“

So war es dann weitergegangen: beide, das junge Mädchen wie der Knabe, hatten sich beeilt, ihm zu versichern, daß sie nur aus Ergriffenheit und aus Bewunderung für seine Deklamation zunächst keine Worte gefunden hätten. Der Herr müsse ihnen aber nun erlauben, ihn in ihre bescheidene Wohnung einzuladen und ihn mit einem Gläschen Wein zu erfrischen, hatte Stephan stürmisch gefordert, und Seraphine, nachdem sie zwar zunächst den Bruder von neuem getadelt, hatte doch in unaufdringlicher Weise die Einladung wiederholt, als sie wahrnehmen konnte, daß Lennacker keineswegs widersprach, sondern nur aus Höflichkeit zu zaudern schien. Ja, hier wohnten sie, in diesem Gartenhäuschen, zu dem von der Pforte aus ein schmaler Pfad zwischen Rabatten hinführte, auf denen reihenweise Narzissen und Tulpen blühten, im Mondlicht mattschimmernd und ihren angenehmen Duft an die laue Nachtlust verschwendend. Die gleichen Blumen hatten in einem schönen geschliffenen Glase auf dem runden Tisch gestanden, in dem großen Zimmer, das Tobias nun freundlich genötigt ward, zu betreten. Eine einsame Kerze in einem zinnernen Leuchter brannte daneben, aber das Zimmer war leer gewesen. Oder hatte die Kerzenflamme so geflackert, weil eben jemand hastig zu einer Seitentüre hinausgehuscht war? Das Zimmer hatte vier Zugänge gehabt, entsann Lennacker sich: die Tür, durch die sie von einem engen Vorplatz aus hereingekommen waren — zur Rechten und zur Linken je eine schmale Tapetentür, und endlich eine zwischen den beiden Fenstern befindliche gläserne Doppeltür, hinter deren Scheiben der im Mondlicht schwimmende Garten undeutlich zu sehen war, bis Seraphine mit einer hastigen Bewegung die Mullvorhänge zusammengezogen hatte. Der Raum war so spärlich möbliert, daß

er kaum noch einem Wohnzimmer glich. Um den Tisch herum standen vier Stühle und an der Wand eine schön gearbeitete, mit Messing beschlagene Servante, die mit allen möglichen Gegenständen beladen war. Es waren Tassen und Porzellanfiguren darauf aufgebaut, aber es lagen dort auch ein Tamburin, ein Klöppelfisken und sogar ein Paar zierlicher Schuhe neben einem Perückenstock, endlich aber, was Lennackers Augen am meisten anzog und zugleich befremdete, stand etwas wie ein kleiner spizenbedeckter Altar mit einer spannenhohen Kreuzigungsgruppe und bunten Seitenfiguren darauf. Es wirkte wie ein anstößiges Spielwerk auf ihn und doch vergaß er es gleich, so wie einer im Traum an Einzelheiten nicht haftet. An der gegenüberliegenden Wand ragte ein Spiegel vom Boden bis an die Decke. Seraphine war, nachdem sie auch die Fenster verhüllt hatte, durch eine der Seitenthüren verschwunden. Lennacker meinte gedämpftes Gespräch hinter der Wand zu vernehmen. Er stand zwischen Tür und Tisch, den Hut in der Hand, und blickte ein wenig beklommen auf Stephan, der sich an der Servante mit Tellern und Gläsern zu tun machte. Er trug sie auf einem Teebrett zum Tisch, musterte alles, murmelte: „Zuviel!“ und nahm ein Glas und einen Teller wieder fort. „Sehen Sie sich doch! Nehmen der Herr doch Platz!“ bat er aufmunternd und holte nun eine Schale mit Gebäck und eine mit rosinfarbenem Wein gefüllte Karaffe herbei. Die Gläser füllend, indem er sorgfältig achtgab, daß kein Tropfen danebginge, plauderte er: „In diesem Zimmer üben wir, darum können wir kein Ameublement darinnen gebrauchen. — Das ist gut, da wir auch gar keines haben“, fügte er koboldmässig sichernd hinzu. Wie lange sie denn schon in Sachsen wären, wollte Lennacker nun wieder wissen, und wo ihre Heimat in Böhmen gelegen hätte? Auch diesmal bekam er keine Antwort darauf. Sei es, daß der Knabe ihn hinhalten wollte oder daß die Frage ihm gleichgültig schien — er begnügte sich damit, Tobias nachdenklich forschend anzublicken und seinerseits in bedauerndem und fast zweifelndem Ton zu wiederholen: „Daß der Herr aber wirklich nicht auch von der Moldau ist . . .“ und diese ungewisse Auskunft in böhmischen Worten zu geben, als murmelte er einen Zauberspruch. Tobias besann sich noch, um in der gleichen, ihm wohl vertrauten, aber nicht zu allen Stunden geläufigen Sprache zu antworten, als ebenso lautlos, wie sie entschwunden, Seraphine wieder ins Zimmer trat und sich ihm gegenübersekte. Sie hatte den Umhang aus grauer Seide — den Schal, der ihr Köpfchen verhüllt hatte, abgelegt, und ihr Anblick berührte Tobias so, daß er sich vorerst auch auf deutsche Worte nicht zu besinnen vermochte. Zwar hatte er vollkommen vergessen, daß er dies Mädchen, das da in einem geblühten Seidenkleid vor ihm saß und ihn aus dunkelstrahlenden Augen demütig ansah, kurz zuvor in unbedenklicher Darbietung ihrer jungen Schönheit die Göttin hatte darstellen sehen. Dafür war ihm — bei welcher Gelegenheit geschah dies nicht? — seine Jugendgespielin Therese Berka eingefallen. Glich ihr die Fremde nicht? Und wenn nicht in den Zügen des gerundeten, nicht einmal regelmäßig geformten Gesichtes, so doch in der flaumigen Zartheit der bräunlichen und pfirsichfarbenen Haut, im Ansatz des Haares, dessen tiefes Braun der Puder nicht zu verdecken vermochte, ja, in den winzigen dunklen Flecken, von denen der eine unter dem linken Auge, der andre — wie bei Therese — im



Ausschnitt des Kleides über der zarten Rundung des Busens zu sehen war. Sie waren nicht etwa aufgeklebt wie bei der Dame, die er im Theater vor sich gehabt hatte, stellte er bei sich mit nachträglicher Entrüstung fest. „Ihr Bruder will, daß ich ein Landsmann von Ihnen sei“, sagte er endlich, nur, um doch etwas zu sagen; „ich bin es nicht, und bin es vielleicht ein wenig doch. Aufgewachsen bin ich in einem Dorf in der Lausitz, und mein Vater ist deutschen Blutes, aber meine Mutter stammte aus einer böhmischen Familie und ebenso meines Vaters Mutter. Wir haben viele böhmische und mährische Familien im Dorf, und mein Vater predigt den Deutschen deutsch und den Böhmen in ihrer Sprache. Vielleicht kommt es daher, daß ich dem Stephan ein wenig — böhmisch vorkomme?“

Das Mädchen hatte die Ellbogen aufgestützt, die Hände zusammengelegt und ihre Wange daran gelehnt. „Ihr Vater ist Prediger — ach —“, sagte sie und sah ihn versonnen an; vorübergehend war es, als wollten ihre Augen sich feuchten. „Auch unser Vater...“

Sie brach ab und zog mit heftiger Bewegung eins der Gläser zu sich heran und leerte es halb.

„Er ist lange tot“, sagte sie dann mit künstlichem Gleichmut und ihre kindlich gerundete Hand fuhr über die Tischplatte, als wollte sie etwas austreichen. „Es ist über zwölf Jahre her. Er starb im Gefängnis — im Kerker zu Prag, Monsieur. Meine Mutter hatte sich mit uns in den Wäldern verborgen — sie brachte uns eben noch über die Grenze. Sie liegt in Zittau begraben. Fremde haben sich unsrer angenommen und haben uns auch wieder verlassen. Wir haben böse Tage gehabt und bessere — wie es eben traf. Jetzt können wir uns selber durchbringen — was will man mehr? Wollen Sie denn nichts trinken, Monsieur?“

Über den Rand ihres Glases lächelte sie Tobias an, der, fast ohne es zu wissen, ihrem Beispiel folgte und den süßen feurigen Wein kostete. Als sie gleich darauf gefragt hatte: „Ihr Herr Vater ist Prediger — und Sie? Oh, Sie sind doch ein Dichter, ich weiß es!“ da war er so hastig darauf eingegangen, als wünschte er sich über den unerklärlich beunruhigenden Eindruck, den nicht so sehr der Inhalt ihrer Mitteilungen, als der ihm unbegreiflich herbe und hohnvolle Ton, in dem sie gemacht worden waren, in ihm hervorgerufen hatte, hinwegzureden.

Mademoiselle möge doch davon absehen, ihn als einen homme de lettres zu betrachten, hatte er fast beschwörend gesagt. Nichts als ein Amateur sei er, ein Liebhaber der Poesie, der Musik und — wie er heut erst entdeckt habe — auch des Tanzes. Aber nicht als ein Kenner, ach nein, nur so, wie er auch ein Liebhaber der Blumen sei, der wilden Feldblumen, wie auch der Gartenflora, der Schmetterlinge, der Bienen und aller von Gott, dem Vater, zur Freude des Menschen erschaffenen lieblichen, zierlichen, farbigen und beschwingten Geschöpfe — sonderlich auch der Singvögel! Was er von Berufs wegen sei, auch das wolle er seinen neuen Freunden nicht länger verschweigen: wie sein Vater und seit zweihundert Jahren alle seine Vorfäter sei er zum Pastor bestimmt worden, habe zu Halle studiert und das Glück gehabt, des Unterrichts des großen Hermann August Francke theilhaftig geworden zu sein; habe auch alle Examina wohl bestanden und könne alle Tage ein Amt übernehmen... Da er hier, wie es den

Umständen nach nicht anders sein konnte, gestockt und sich überlegt hatte, wie er fortfahren sollte, hatte er plötzlich den schwer zu enträthselnden Blick bemerkt, mit dem Seraphine ihn jetzt betrachtete: es war ein Blick, in dem Enttäuschung, ja, Ungeduld, mit dem Ausdruck heimlich lockender Zuneigung und demüthiger Aufmerksamkeit zu kämpfen schienen, und das Lächeln, in dem das alles einstweilen vereinigt war, lag auf einmal wie eine Maske über dem eben noch aufgeschlossenen und erwartungsvollen Gesicht. Lennackers Augen glitten zu Stephan hinüber und fanden den Jungen gesenkten Kopfes daßkend, den Mund wie zum Pfeifen gespißt und die Kuchenkrümel auf seinem Teller zu Figuren zusammenschiebend. Überstürzt, als würde er durch ein vollkommenes Erschließen seines Lebens und seines Herzens den Bann wieder zu brechen vermögen, den seine Worte unerklärlicherweise heraufbeschworen hatten, fuhr er fort: daß er noch nicht im Amt wäre, hätte seinen besonderen Grund, und er wünsche wohl, zu erfahren, ob Mademoiselle und Freund Stephan — erschrocken nahm er das Augenzwinkern und Mundverziehen wahr, mit dem der Knabe ohne aufzublicken diese Bezeichnung quittierte — ja, ob sie beide verstehen würden, warum er sich von allen Bemühungen und Bewerbungen um eine Pfarrstelle zurückhalte und lieber als seines Vaters Schreiber, als sein Gärtner, Ackerknecht und Jmker daheim lebe und daneben ein Handwerk betreibe, als nach der Gunst der Herrn Patrone oder Stadträte zu rennen und zu jagen, um einen Platz zu ergattern. Es sei ihm, so sprach er nun leise, vorgebeugt und ohne jemand anzusehen, eine so heilige Sache um den Dienst an Wort und Sakrament, daß er es für Sünde achten würde, sich unter Berufung auf Gelehrsamkeit, die sich anzueignen jedermann freistünde, oder gar auf die Beziehungen, die er durch seinen Namen und seine Familie habe — mithin durch lauter weltliche Vorteile! — in den Besitz einer Kanzel zu bringen, auf die nur Gott allein den von Ihm Erwählten berufen könne. Ob es anders der Brauch sei, danach frage er nicht; er müsse hier allein seinem Herzen folgen und so handeln, wie er die Lehren seiner geistlichen Väter und Führer nun einmal verstanden habe. Darum dünkte ihn auch die Verfassung der mährischen Brüder so richtig und gut, da bei ihnen einzig der Geist die Prediger beriefe, die im übrigen ihrer Hände Arbeit lebten und auch darin den Aposteln nachfolgten.

Er blickte auf und fand die Augen der Geschwister aufmerksam auf sich gerichtet, aber der Ausdruck ihrer Gesichter erschien ihm befangen. Mit leisem Schmerz erkannte er jene an Mitleid grenzende Nachsicht darin, die er mehr als einmal von Menschen erfahren hatte, denen er sich zu offenbaren bemüht gewesen war. „Wenn Sie so denken“, sagte Seraphine nun unsicher, „wäre es da nicht besser, Monsieur, Sie ergriffen einen andren Beruf, in dem Sie anwenden können, was Sie gelernt haben? Im Belles-Lettres-Fach tätig zu sein, kann Ehre, Ruhm und die Gunst hoher Herren einbringen, habe ich mir sagen lassen. Warum einen Ruf abwarten, der vielleicht niemals kommt? Oder — wenn Sie einmal meinen sollten, ihn vernommen zu haben: woran wollen Sie denn erkennen, daß es Gottes Ruf war?“

Lennacker hatte sie groß angesehen. „Oh, Mademoiselle“, sagte er — „Made-

moiselle, aber ich glaube doch! Und darum weiß ich, daß Gott mich rufen wird, wenn die Zeit da ist. Und wie sollte ich nicht seine Stimme erkennen, da ich doch immer im Gespräch mit Ihm bin!“ —

Hatte er diese Worte wirklich gesprochen oder war er nicht mehr dazu gekommen? Eine Antwort war ihnen jedenfalls nicht mehr geworden, denn ein Geräusch von draußen hatte erst Stephan aufhören und dann Seraphine schreckhaft zusammenfahren lassen. Sie hatte die Hand erhoben, den Finger auf den Mund gelegt: Ruhe! — und mit bangem Ausdruck gelauscht, während der Knabe zur Thür nach dem Vorplatz lief, einen Spalt breit öffnete und hinausspähte. Hatte die Gartenpforte geknarrt? War es das gewesen, was auch Tobias halb unbewußt vernommen zu haben glaubte? Und diese Männerstimmen — näherten sie sich der Haustür? Stephan hatte sich ins Zimmer zurückgewandt: „Du sagtest doch, er wollte heute nicht kommen“, murmelte er verstört. Mit einemmal war alles verändert. Tobias starrte ratlos auf Seraphine, die aufgesprungen war und mit entsetzten Augen die alte Person ansah, die durch eine der Tapetentüren ins Zimmer gedrungen war. Lennacker meinte, noch niemals ein so bössartiges greises Geschöpf erblickt zu haben, sie war ihm in der Erinnerung sogleich mit der Vorstellung alles Herrenhaften verschmolzen, die irgendwo in ihm vorhanden gewesen war, er wußte nur noch, daß es hauptsächlich der Gegensatz zwischen dem goldgelben Seidenschal, in den das Wesen sich eingewickelt hatte, und seiner dünnen, runzligen und zahnlosen Häßlichkeit, seinem verzerrten, keifenden Munde und der mit einer gewaltigen grünen Schleife befestigten Nachthaube gewesen sein mußte, der den Eindruck einer unterweltlichen Ausgeburt in ihm erweckt hatte. „Da habt ihr’s — da habt ihr’s!“ zeterte sie; „ich habe es ja gewußt, daß ihr einmal alles verderben würdet! Morgen werdet ihr wieder auf der Straße sitzen — Seine Gnaden sind eifersüchtig comme un diable!“

Sie hatte jedoch noch nicht zu Ende gejammert, als Stephan schon lautlos und wirksam gehandelt hatte. Blichschnell und gewandt wie ein Lustgeist hatte er nicht nur Lennackers Hut ergriffen, sondern auch sein Glas und seinen Teller vom Tisch gerafft — hatte die Glastür zum Garten, ohne die Vorhänge zurückzuziehen, so weit geöffnet, daß sich hinausschlüpfen ließ, und rief nun in beschwörendem Ton: „Allez, allez Monsieur! Vite, vite!“ indem er mit dem in der Linken gehaltenen Hut unwiderstehlich auffordernde Bewegungen machte. Lennacker befand sich im Freien, ohne recht begriffen zu haben, was ihm geschah. Stephan drückte ihm den Hut in die Hand und flüsterte ihm zu, er möchte seinen Weg um das Haus herum zur Straße suchen, aber in Deckung bleiben, „bis vorn alles wieder ruhig sei“, was sich wohl auf das einlaßbegehrende Klopfen an der vorderen Haustür bezog, währenddessen die heiteren Stimmen der späten Besucher ihre Unterhaltung keineswegs abgebrochen hatten. Tobias hörte ein zartes Klirren: der Junge hatte Teller und Glas in die Büsche geschleudert. Dann schloß dieüre sich wieder. Die Vorhänge wallten zusammen; einen Augenblick huschten Schattenbilder daran vorüber: unförmig das der Alten gleich dem einer riesigen, aufgeregten flatternden Fledermaus, und Seraphines — zart umrissen und deutlich, sie hatte die Hände erhoben und betastete ihre hohe Frisur.



Plötzlich ward es dunkel; Stephan mochte mit dem Leuchter zur Haustür gegangen sein.

Tobias wartete Weiteres nicht mehr ab. Er schlich sich ums Haus, hörte scherzendes Schelten und Stephans fest antwortende Stimme, hörte die Haustür wieder ins Schloß fallen und hatte eine Minute später die Gartenpforte hinter sich zugemacht.

Tobias Lennacker hatte die Brücke wieder verlassen und sich der Stadt zugewandt. Sein Gemüt war unverändert bekümmert, beunruhigt und von einer unklaren Betrübnis durchflutet; der sorgfältige und nachdenkliche Wiederaufbau seines Erlebnisses in der Erinnerung stellte ihn vor die Notwendigkeit einer Selbstprüfung, vor der er zurückscheute wie vor einem blendenden Spiegel. Er hatte sich gefragt, ob seine Traurigkeit nicht vielleicht einfach die Traurigkeit der Erleuchteten und Wiedergeborenen über die in Sünden verlorene und ihrer Verderbnis anheimgegebene Welt sei — über den Triumph des Fürsten der Finsternis, der ihm noch niemals so handgreiflich entgegengetreten war wie gestern abend, da ihm die heitere, wohlgeschaffene und liebliche Gestalt dieser Welt jählings ihre von Ausfaß und Fäulnis zersessene Kehrseite zugewandt hatte. Er hatte sich aber entschlossen, auf diese Erklärung Verzicht zu leisten, da er wohl fühlte, daß sie nicht aufrichtig war. Hätte er denn ein Recht zu dieser pharisäischen Haltung gehabt, da ihn doch das Vorhandensein dieser Welt des Scheins und der Lüge bisher immer ruhig hatte schlafen lassen, einfach, weil er es weislich verstanden hatte, nicht mit ihr in Berührung zu kommen? Weislich? Nun ja — er hatte keine Gelegenheit gehabt; er war bewahrt worden. Dennoch hatte sein im Bereich der Frömmigkeit und Dichtung bei fröhlichem Tagewerk mit Milch und Brot und Honig und Früchten zufriedenes Dasein recht deutliche Ahnungen von der Wirklichkeit jenes mit allen Tieren und allem Gewürm der Erde gedeckten Tisches, so wie er Petrus erschienen war, enthalten; er hatte es aber vorgezogen, solchen Ahnungen für seine Person nicht mehr Gewicht beizulegen, als Kinder es gewissen Drohungen vom Wolf und vom schwarzen Mann gegenüber tun. So hatte er wohl gewußt, daß dies Dresden ein Abgrund war, daß der Boden dort schwankte wie Moorboden und daß alles Leben im Umkreis des Hofes dem Reich des Antichrist angehörte, dem Gott in seinem Zorn Raum gegeben hatte auf Erden. Er hatte es gewußt; aber hatte es ihn jemals einen Seufzer, eine Träne gekostet? Er hatte es gewußt; hatte er es aber für nötig befunden, sich in Gebet und Einklehr auf diese Reise vorzubereiten, eingedenk der Gefahren, die hier auf ihn lauerten würden — sich zu wappnen mit den Waffen des Lichtes, die einzig geeignet waren, den Anläufen des Bösen zu begegnen und aus Versuchungen siegreich hervorzugehen? Nichts von alle dem! Als ein Träumer war er dahingekündelt; unangefochten von allen warnenden Stimmen, an denen es ja nicht gefehlt hatte, hatte er sich gefeit gefühlt, wie immer und von jeher und gegen jegliches Wesen dieser Welt, ganz wie die mährischen Brüder, die als Kinder des Lichtes und erweckte Fremdlinge hier auf Erden den Kindern der Welt mit jener erhabenen Heiterkeit zu begegnen pflegten, die zwar von einer

gottgelassenen Teilnahmlosigkeit für die Verlockungen des Abgrundes, zugleich aber von einer ahnungslosen Unwissenheit seiner saugenden Gewalt gegenüber zeugte, die vielleicht nur aufrechtzuerhalten war, wenn das ganze Leben in einer Gemeinschaft verbracht wurde, die sich gleich einer Schafherde bei Gewitter mit den Köpfen nach innen und mit den Rücken gegen das böse Wetter zusammendrängte. Ohne allen Spott, in reiner Bekümmernis und tief beunruhigt war Tobias auf dieses Bild verfallen. Hatte nicht dieser Geist paradiesischer Geborgenheit von Kindheit an über seiner Seele gewaltet und ihn niemals verlassen wollen, während die Gespielen und Lerngefährten von einst — die gräßlich Verfaschen Kinder ebenso wie seine Schwester Sibylle, die nun schon seit vier Jahren mit dem Vetter Jakob Immanuel verheiratet war und schon drei Buben über die Taufe gehalten hatte — sich ihm mit der Zeit auf eine ihm nie ganz begreifliche Weise entzogen hatten? War er nicht schon — damals vierzehnjährig — durch und durch als ein kleiner „Bruder“ nach Halle gekommen, freundlich, gelassen und seiner inneren Gottesnähe und Reinheit so sicher, daß Francke ihn endlich halb unwillig die anima christiana naturalier zugebilligt und davon abgelaassen hatte, ihm seine Gewißheit als Selbsttäuschung enthüllen und ihn durch Meditation, Selbstprüfung und Gebetsübungen zum Sündenbewußtsein und zur Bekehrung, zur Buße und Wiedergeburt treiben zu wollen? Dennoch hatte der Ehrwürdige ihn wieder und wieder warnen zu müssen geglaubt, das Gnadenbewußtsein nicht durch eine allzu vertrauensfelige Unbefangenheit und Zuversicht dem Wesen der Welt gegenüber in Gefahr zu bringen. Tobias erinnerte sich jetzt solcher Warnungen; er glaubte sie nun zu verstehen. Aber er fand keinen Trost in dem Gedanken, daß selbst ein Francke ihn einmal als teilhaftig der Gnade angesehen hatte. Diese Gedanken waren eher dazu angetan, ihn unmäßig zu zerknirschen.

Denn: dies war der Kern seines Erlebnisses — dies war die Erschütterung, die er erfahren hatte — er gab sich die Einsicht, gegen die er sich gestraubt hatte, wie ein Fisch, der den Haken schon im Kiemen spürt, sich gegen die Angel sträubt, in einem heftigen Entschluß zur Wahrhaftigkeit jählings zu —: er hatte erleben müssen, daß er nicht geübt war, hatte erfahren, daß, den Teufel ignorieren, nicht das Ergebnis hat, ihn um seine Beute zu bringen! Augen und Ohren ergöhen und nicht danach fragen wollen, wer eigentlich die Instrumente handhabte, die so zauberisch tönten und gaukelten — das hieß schon, sich dem Verführer selber blindlings hinzugeben und von verbotenen Früchten zu essen, weil sie lieblich und lustig erschienen. Denn fraglos war ihm, dem Zögling von Erziehern bewußt weltabgewandter Richtung und dem Theologen hallischer Schulung, das Zweideutige, Anrüchige und Verwerfliche solcher Ergöhrungen von früh an unverkennbar gedeutet worden, nicht einmal als zu den Mittelbinden, deren Gebrauch dem Gewissen des Einzelnen unterstand, zu zählen, sondern schlechtthin als Ärgernis und dem HErrn ein Greuel! Nun — er hatte alles in den Wind geschlagen, hatte sich angemacht, unverleßlich sein zu können und hatte seinem vermeintlichen Gnadenstand zum Vorwand genommen, seinen Sinnen ein Fest zu bereiten. War es nicht so? Und war Gott nicht unfassbar gnädig gewesen, daß er ihn noch zur rechten Zeit aus seinem Taumel geweckt und ihm gezeigt hatte,

in welcher Gefahr er war — daß er ihn durch einen Guß kalten Wassers geweckt hatte wie ein mit dem Feuer spielendes Kind, dessen Kleider schon in Flammen standen? Wohl! Aber — was ihn eigentlich ratlos und unglücklich machte, fing ja hier erst an: er brachte weder aufrichtigen Abscheu gegen Seraphine, noch Reue für seine eigene Leichtfertigkeit und — was das Schlimmste war — er brachte nicht einmal ehrliche Dankbarkeit für die eingreifende Gnade auf. Es war, als könnte er seine Kräfte nicht zu diesen heilsamen und notwendigen Übungen sammeln: zu dem kraftvollen Abscheu, der wahrhaftigen Reue, dem jauchzenden Lobpreis des wachsamem Heilandes. Alles, was er seit gestern abend zu empfinden vermochte, war heftiges Mitleid mit Seraphine und Stephan, Ratlosigkeit, wie ihnen zu helfen sei und vor allem eine sehnstüchtige, unruhige Zuneigung wie zu wiedergefundenen und gleich darauf wieder verlorengegangenen Geschwistern. Der Wunsch, zu ihnen zurückzukehren und ihnen seinen Beistand anzubieten wie ein älterer Bruder, die kindliche Zuversicht, daß sie das auch von ihm erwarteten und enttäuscht sein müßten, wenn er nicht käme, bedrängten ihn ganz unwiderstehlich, und daß „der andere“ hierüber nicht seiner Meinung zu sein schien, das war der letzte Anlaß zu der quälenden Zerrissenheit seines Herzens. Gab er sich auch nicht zu, daß es letztlich die Anmut des Mädchens war, die ihn verzaubert hatte, so konnte er sich doch darüber nicht täuschen, daß die Natur, der er sich als Gottes Schöpfung gestern noch vertrauensvoll hinzugeben bereit gewesen war — denn wie sollte Gottes Werk böse sein können! — sich seit Stunden in ihm gebärdete wie ein von Hochwasser geschwollener Strom, der alle seine ihm von Gesetz und Maß bestimmten Dämme zu überfluten drohte. Er aber — hatte er nicht Gesetz und Maß einfältig für Eigenschaften dieser Natur an und für sich gehalten?

Daß er sich als denselben erkannte wie gestern und alle Tage, gewiß, guten Willens zu sein bis ins Mark seines Wesens, und sich doch gegen Gottes guten heilsamen Willen aufbäumte, sich ihm zu entziehen suchte gegen seine eigene bessere Einsicht — das erschien ihm als furchtbare Offenbarung nicht nur über die wahre Verfassung seiner selbst, sondern ebenso über den Zustand der ganzen, bisher so unbefangenen und gutgläubigen von ihm betrachteten Welt.

Er war längst weitergeschlendert, immer noch nicht in der Absicht, ein bestimmtes Ziel zu erreichen, sondern als wohnte den quälenden Erwägungen, die ihn bewegten, eine treibende Kraft inne, die ihn fast ohne sein Wissen weitertrug. So hatte er die Brücke überschritten, war ein Stück in die Neustadt hineingegangen und dann wieder umgekehrt, ohne recht wahrzunehmen, daß es ein ihm entgegenkommender, ständig anwachsender Strom von Menschen war, der ihn gleichsam zwang, die Richtung zu wechseln und sich lieber von ihm aufnehmen zu lassen, als zu versuchen, unter beständigem Ausweichen weiter gegen ihn anzuschwimmen. Gleichmütig blickte er um sich; das Straßenbild hatte sich völlig verändert, die zurückhaltende Stille des frühen Morgens war gewichen und um ihn her wimmelte es von demselben emsigen und heiteren Volk wie gestern nachmittag, mochte auch die Kleidung um diese Zeit weniger glänzend und farbenfroh, mochten die Unterhaltungen gedämpfter, mochte das ganze Bild von andrer Tönung, die



Begleitmusik mit andren Vorzeichen versehen sein. Indessen rollten auch wieder die prächtigen Equipagen, rannten die in blühenden Livreen steckenden Läufer mit Sänften, und in den Equipagen und in den Sänften saßen jene Erscheinungen einer andren Welt, Traumgeschöpfe, umwogt von Azur und Silber, Purpur und Violet, Zobel und Hermelin — blumenzarte Gesichter unter den schimmernden Wolken der Haartrachten. Eine Abteilung zitronengelber Leibgrenadiere stampfte vorüber; Gemüseverkäufer schrien ihre Ware aus; Kinder boten Maiblumensträußchen feil und liefen bettelnd neben den Fußgängern her. In der bürgerlichen Menge, die sich auf den schmalen Gehsteigen aneinander vorüberdrängte, überwogen die Frauen und Mädchen, nicht nur mit Körben und Markttaschen ausgerüstet, sondern auch, wie Tobias zerstreut bemerkte, mit Büchern versehen — Gesangbüchern oder Gebetbüchern, wie es ihm schien. Ein Gottesdienst — heute, am Sonnabend? Er dachte es ohne besondre Verwunderung; sein Blick war nüchtern bis zur Gleichgültigkeit und das fremde bunte Treiben war alles Zaubers entkleidet — war, ach, eher wie die Spiegelung einer dämonischen Trugwelt in einem allzu scharfen Spiegel mit allen geheimen Verzerrungen kenntlich und von bösem blendendem Licht überzuckt. Die Sonne, die sich erst aus einem Dunstschleier hatte befreien müssen, war unbarmherzig und stehend; ein widerlicher Kloakengeruch kam mit den heißen Atemstößen eines staubaufwirbelnden Windes. Würgende Angst griff plötzlich nach Lennackers Herzen: welche Gefahr war es denn heute, die in der Verkleidung dieses festlichen Lebensspiels auf ihn lauerte — unter welcher Maske würde sie ihm heut in den Weg treten — würde er imstande sein, sie rechtzeitig zu erkennen, ihr auszuweichen? Gefahr! Das war es: Gefahr, was nicht nur diese Stadt, was auf einmal das Leben überhaupt und überall unter seiner Oberfläche zu bergen schien! Mitten im Getümmel fühlte er sich von einem Heimweh nach der Garten- und Wiesenstille von Reinerswaldau überfallen, wie niemals zuvor. Und: wenn man sie dorthin bringen könnte! dachte er — und gleich war er wieder inmitten seiner selbst und des um Seraphine und Stephan kreisenden Aufruhrs seiner Gefühle. Zwei böhmische Erulanten-Kinder, noch dazu Kinder eines Predigers, eines Glaubenszeugen und Märtyrers, der für das reine Evangelium sein Leben gelassen — wie sollten sie den Brüdern in Reinerswaldau nicht willkommen sein! Häuser und Herzen würden ihnen bereitwillig aufgetan werden! Die Frau des Zimmermanns Pefschek würde, er konnte nicht daran zweifeln, Seraphine aufnehmen wie eine Tochter, und vielleicht willigte der Vater ein und ließ Stephan im Pfarrhaus wohnen, wo er selber, Tobias, sich seiner annehmen, ihn unterrichten würde. Der Junge war aufgeweckt und würde schnell nachholen, was er in frühen Jahren hatte versäumen müssen. In drei Jahren konnte er so weit kommen, daß er auf die Hochschule gehen könnte... In drei Jahren würde Seraphine vielleicht auf ihre Dresdener Jahre zurückblicken wie auf einen bösen Fiebertraum — würde sich Besseres nicht mehr wünschen, als eines bewährten Freundes geliebte Gattin zu werden...

Er wurde unversehens aus diesen Träumen gerissen. Die Brücke lag schon hinter ihm, er befand sich inmitten des weiträumigen festlichen Plazes, den die

Anlage des Zwingers, der Bau der Residenz beherrschten, und auf dem jedes andre Gebäude bemüht schien, nicht sich hervorzutun, aber sich einer heiteren Ordnung würdig anzupassen. Die vor ihm Gehenden stockten und zwangen auch ihn, stehenzubleiben; eine Gruppe von zehn, fünfzehn Menschen staute sich vor der Einfahrt eines stattlichen Hauses, deren Torflügel soeben von einem dunkel gekleideten Bedienten aufgetan wurden: er trat dann eilig zur Seite und sank zu Lennackers Befremden ins Knie und bekreuzigte sich. Gleich darauf bemerkte Tobias in tiefer Verwirrung, daß rings um ihn her und neben ihm Menschen ebenfalls nicht mehr standen. Männer und Frauen knieten im Staube der Straße und nun: ein Knabe, barhaupt, in weißem spitzenbesetztem Chorhemd über rotem Unterkleid trug in unnachahmlicher ernster Anmut ein hohes Kreuzifix aus dem Portal vor der in grünem golddurchwirktem Brokat starrenden Erscheinung eines Priesters her, der unter dem von vier weiteren Knaben getragenen Baldachin majestätisch einherschritt. Ministranten mit geschwungenen Räucherfässern gingen zur Seite; der Mesner mit Weihwasserkessel und Wedel folgte. Tobias, der einen Augenblick lang geblendet die Lider gesenkt hatte, fühlte etwas wie Schwindel und stand noch da wie gelähmt, als der Strom der Straße schon nach einer Minute wieder über die Bresche hinflutete, als hätte ein mehr denn alltäglicher Vorgang sich hier vollzogen. Ein alter Mann in braunem Rock war auf seinen Stock gestützt neben ihm stehengeblieben und betrachtete ihn kopfnickend wie eine willkommene Bestätigung eigener Empfindungen. „Ja, ja, junger Herr“, sagte er, „Er ist fremd hier und wundert sich! Wenn Er nu wieder nach Hause kommt, erzähl’ Er nur: die Dresdner wundern sich selber und es gibt immer noch gute lutherische Christen in Dresden — nicht nur papistische Heiden!“ Er stieß mit dem Stock auf den Boden und bot Lennacker gutmütig lachend eine Priße an. Tobias bewegte ablehnend den Kopf und ging weiter. Auch dies hatte er ja gewußt — auch dies hatte er ja nur nicht wahrhaben wollen. Was ihn aber erschütterte hatte, war weniger diese erste Begegnung seines Lebens mit einer Verkörperung des römischen Kults, als die Tatsache, daß der das Kreuzifix tragende Chorknabe Stephan geglichen hatte, wie ein Wassertropfen dem anderen. Tobias versuchte, sich einzureden, daß eine zufällige Ähnlichkeit ihn genarrt hätte. Und — sollte er sich doch nicht getäuscht haben — konnte dies nicht ebenfogut eine Rolle sein wie die gestrige in dem Tanzspiel, da doch der ganze Auftritt ihm so unmöglich theatralisch erschienen war? Diese armen Bemühungen, sein Traumbild zu retten, wurden mit einer Schroffheit vernichtet, deren Grausamkeit beinah an Barmherzigkeit grenzte.

Er hatte erkannt, daß das große Haus dort hinter dem kurfürstlichen Schloß nichts andres als eine Kirche darstellen mußte, obgleich es seiner Erscheinung nach ebenfogut jedem weltlichen Zweck dienen konnte. Aber nicht nur war das im Erdgeschoß weit geöffnete Portal das Ziel aller Karossen und Sänften, die in langem Zuge schrittweise daran vorüberfuhren und nur so lange anhielten, als nötig war, um ihre Insassen mit Hilfe der Lakaien und Läufer aussteigen zu lassen, sondern auch die Fußgänger eilten vielfach dorthin, und mochten sich manche nur zum Gaffen aufreihen, so traten die meisten doch ein und verschwanden

den in der dämmerigen Tiefe. Lennackers Schritt wurde zaubernd; dann siegte die ihm von Kindheit an eingeimpfte Abneigung gegen das, was er nie anders denn als Blendwerk und widerchristlichen Mummenschanz hatte bezeichnen hören, über die schwache Neugier, die sich in ihm geregt hatte, und er war im Begriff, einen Umweg einzuschlagen, als zwei Frauen ihn überholten. Es war ihm, als verspürte er einen sanften Schlag gegen sein Herz: er hatte einen geblühten Tastrock erkannt, eine kleine dunkle Locke, die sich hinter dem linken Ohr widerspenstig aus der strengen Frisur hervorstahl — einen dahingleitenden Schritt, der den unbeweglichen Erdboden kaum zu berühren und dennoch zu lieblosen schien. Seraphine, die Tänzerin, wandelte vor ihm her. Die leichte Spitzenmantille, die den Ausschnitt des Kleides verhüllte, das blumengeschmückte flache Strohhütchen gaben ihr die Erscheinung einer Tochter aus gutem wohlhabendem Bürgerhause, und dieser Eindruck ward noch gesteigert durch die ganz in graue Seide gekleidete neben ihr trippelnde Alte. Dennoch schien die Luft um sie her von einem sehr unbürgerlichen Zauber erfüllt zu sein: man wich aus, nur um stehenzubleiben und ihr nachzublicken: eine Gruppe junger Stüler, die plaudernd beisammenstanden und die Vorübergehenden kritisch abschätzten, bildete bei ihrer Annäherung geradezu Spalier und ließ ihr eine ernsthafte Huldigung zuteil werden; ältere Männer, die ihr entgegenkamen, sahen auf sie wie auf die Verkörperung eines Jugendtraumes und lächelten selbstvergessen. Lennacker nahm das alles wohl wahr, und es erhöhte das Fiebern seines verstörten Gemütes. Bemüht, ihr zu folgen, ohne den Anschein zu erwecken, daß er es täte, also in ziemlich großer Entfernung — verzweifelt darüber, daß sie ihn im Vorüberwandeln nicht wiedererkannt zu haben schien, denn hätte sie sich dann nicht nach ihm umwenden, ihm Gelegenheit zu einer Begrüßung geben müssen? — beobachtete er erregt die Zielrichtung ihres Weges und bewegte in seinem Herzen als ein flehentliches Gebet die Worte: „Nur das nicht, Herr! Nur dies eine nicht!“ Nichts aber antwortete diesem törichtem, diesem kindischen und angstvollen Stammeln. Alles vollzog sich, wie es sich nach unerforschlichem Rat und Beschluß zu vollziehen bestimmt war, sei es, um Tobias Lennacker — wie er es sich später in endlosen Grübeleien auszudeuten versuchte — durch Entfugung zur Läuterung — sei es, um Seraphine Horawik durch Entziehung einer letzten ihr zur Umkehr gebotenen Möglichkeit endgültig auf den Weg der Anfechtung und — vielleicht — der Bewährung zu führen. Seraphine, eines evangelischen Predigers aus Böhmen und standhaften Blutzugehörigen für das reine Evangelium einzige Tochter — Seraphine, zugleich eine Tänzerin im Ballett Seiner Majestät des Königs August von Polen, Kurfürsten von Sachsen — sie schritt vor Tobias Lennackers Augen unaufhaltsam auf das offene Portal der katholischen Hofkirche zu und betrat den Vorraum, als sei ihre geistliche Heimat niemals wo anders gewesen. Tobias, der, nun alle Zurückhaltung außer acht lassend, seinen Schritt beschleunigt hatte, und ihr nachgeeilt war, als könnte es doch noch möglich sein, ihr den Weg abzuschneiden, kam noch eben zurecht, um zu sehen, wie sie ihre zierliche Hand in das Weihwasserbecken tauchte, Stirn und Busen benezte und dann zu einer tiefen Verneigung vor dem goldstarrenden Aufbau des Altars



ins Knie sank. Er sah es, warf einen Blick in die mit Stuckarbeit, weißen Heiligenstatuen und Altarbildern überladene Kirche, die von einer in ständigem Kommen und Gehen begriffenen Gemeinde rauschend erfüllt war — laufte einen Atemzug lang verstört auf das eintönige Psalmodieren des schimmernden Priesters vor dem Hochaltar und atmete beklommen den schweren Duft des Weihrauches ein. Als er sich wieder nach dem Mädchen und seiner Begleiterin umsah, waren sie in der Menge verschwunden. Er ließ den Kopf sinken und ging taumelnd wie ein Betäubter ins Freie.

(Fortsetzung folgt)

# Literarische Rundschau

## Zur Stahlversorgung Deutschlands

Die Gründung der Reichswerke Hermann Göring, die bei Salzgitter (nahe bei Braunschweig) die schon lange bekannten Erzvorkommen aufschließen und zur teilweisen Verarbeitung der Erze ein großes Hütten- und Stahlwerk dem Bergbaubetriebe anschließen sollen, die jetzt auch an die Errichtung eines solchen Hütten- und Stahlwerks in Linz zwecks gesteigerter Ausnutzung des steiermärkischen Erzberges herangehen — dieser bedeutsame Vorgang hat die allgemeine Aufmerksamkeit nicht nur auf die elementarwichtige Frage der Eisenerzversorgung Deutschlands, darüber hinaus vielmehr auch auf das Wie der Erzgewinnung und der Erzverarbeitung gelenkt. Der breiten Öffentlichkeit ist bewußt geworden, welch maßgebliche Bedeutung für unsere politische Selbständigkeit immer der Eisen- und Stahlindustrie beizumessen ist. Auch in Laienkreisen möchte man daher weithin von den Unterlagen und dem Aufbau dieser Industrie ein klares, allgemeinverständliches Bild erhalten.

Einem solchen Bedürfnis kommt das soeben neu erschienene Buch entgegen: „Gemeinschaftliche Darstellung des Eisenhüttenwesens“ (Düsseldorf, 1937, Verlag Stahleisen. X und 591 Seiten, gebunden RM 15,—). Für seine Güte und Geeignetheit spricht schon die Tatsache, daß es sich um die 14. Auflage handelt. Auch diesmal, wie in ununterbrochener Folge seit 1889,

wird der neueste Stand der Technik und das Ganze der wirtschaftlichen Verhältnisse in einer Form dargestellt, die dem Laien einen vollständigen und alles Wesentliche umfassenden Einblick in das Getriebe der eisenhaltenden Industrie gewährt, namentlich auch die Zusammenhänge zwischen den Erfordernissen der Technik und dem eigenartigen Aufbau der Unternehmungen klar herausstellt.

Aus dem ersten, technischen Teil des Werkes, der in acht Abschnitten Wesen und Geschichte des Eisens — Rohstoffe der Eisenindustrie — den Hochofen und seine Erzeugnisse — die Erzeugung des Stahles — die Formgebungsarbeiten — die Prüfung der Werkstoffe — die maschinentechnischen Betriebseinrichtungen und schließlich die Ausbildung der Eisenhütteningenieure und Betriebsbeamten sowie eine Schriftenauswahl behandelt, sei hier nur die große Fülle von neuen Verfahrensweisen herausgehoben, die seit dem Weltkrieg in allen Stadien der Eisengewinnung und Eisenverarbeitung durchgeführt worden sind. Ihnen ist es zu verdanken, daß mannigfache Erzvorkommen, die vor dem dank ihrem geringen Eisengehalt oder dank der Beimengung störender Stoffe den Abbau nicht lohnten oder gar eine Verarbeitung unmöglich erscheinen ließen, jetzt zu wichtigen Quellen der deutschen Eisenversorgung gemacht werden können. Keine Rede kann davon sein, daß die Zeit grundlegender technischer Umwälzungen etwa vorüber sei — wie nach dem Kriege vielfach erklärt worden ist (natürlich nur in Kreisen technischer Laien).

Man gewinnt vielmehr sehr ausgeprägt den Eindruck, daß auch in diesem Wirtschaftszweige die Technik keineswegs nur in dieser oder jener Einzelheit einmal eine Vervollkommenung erfährt, daß sie vielmehr in ihrer ganzen Breite und Tiefe in dauerndem Fluß sich befindet. Was hat nicht allein die weitgehende und vielfach völlig neuartige Anwendung des elektrischen Stromes im Hochofen, im Stahl- und Walzwerk, in allen Zweigen der Gießerei die Leistungen differenziert und so die Qualitätsansprüche immer höher zu schrauben erlaubt, die von den letzten Stahlfabrikaten etwa im Maschinen- und Kraftwagenbau, in der Waffen- und Munitionsherstellung befriedigt werden sollen. Wie ist nicht der technisch-wissenschaftliche Unterbau der ganzen Eisen- und Stahlindustrie von eben diesen Qualitätsansprüchen aus verfeinert worden; bis in die untersten Stufen reicht viel stärker als früher das dauernde Prüfen der Beschaffenheiten, die Anpassung schon der Halbstoffe an höchst anspruchsvolle Legfabrikate. Sogar in die Kohlen- und vollends in die Kolksgewinnung haben die technischen Neuerungen der Stahlprozesse neue Anregungen von großer Tragweite hineingebracht.

Der zweite Teil ist der wirtschaftlichen Bedeutung des Eisengewerbes gewidmet. Hier wird die statistische Lage in breitester internationaler Aufmachung nicht nur ziffernmäßig aufgedeckt, sondern in eingehender Analyse der Ziffern ausgewertet. Mit der Entwicklung und dem Aufbau der deutschen Industrie vom Anfang des vorigen Jahrhunderts an verbindet sich eine Darstellung der technisch-wissenschaftlichen und der wirtschaftspolitischen Verbände. Land für Land wird auch die Verbandsbildung des Auslandes sowie der Bestand an internationalen Kartellen behandelt. Weitere Abschnitte beschäftigen sich mit der Handelsorganisation, mit der Preisbildung und Preisbewegung, mit der Bedeutung der Transportmittel, mit der neu aufgebauten Selbstverwaltung und sehr ausführlich mit den sozialen Verhältnissen. Immer wird auf dem Tatsachenmaterial die Erörterung aufgebaut und so die Bildung eines eigenen Urteils ermöglicht. Man erfährt alles Wichtige von den großen Konzernen; warum sie entstanden sind und was sie bedeuten. Ein internationaler Preisvergleich zeigt, wie Deutschland zu dem Weltmarkt steht. Und

was der Einzelheiten wirtschaftlicher und sozialer Natur mehr sind, die heutzutage kennen muß, wer nicht von vorgefaßter Meinung, sondern vom Tatsachengwissen her die Eisen- und Stahlindustrie will beurteilen können.

Ein Verzeichnis aller Hochofen-, Stahl- und Walzwerke und aller Gießereien, worin die Zusammenfassung der einzelnen Unternehmungen wiedergegeben ist, beschließt die sehr wertvolle Veröffentlichung. Hier wird unmittelbar plastisch, wie mannigfaltig die sogenannten gemischten Werke und die Konzerne in der Wirklichkeit aufgebaut sind, welch gewaltige Verschiedenheiten — vom Riesenkonzern bis zum reinen Werk einer einzigen Fabrikationsstufe — innerhalb der Eisen- und Stahlindustrie bestehen; wie falsch es also ist, auch nur für diesen einen Wirtschaftszweig eine einheitliche Organisations- oder gar Monopol-tendenz in Anspruch zu nehmen. Es ist ja ein Verhängnis, daß die großen statistischen Erhebungen naturnotwendig nur die großen Ziffern zu Worte kommen lassen. Hier zeigt sich deutlich, daß erst ein tiefes Eindringen in die Einzelheiten jene Ziffern in die richtige Beleuchtung setzt. K. Wiedenfeld.

## Diltheys Nachlese

Die große Ausgabe der „Gesammelten Schriften“ von Wilhelm Dilthey, die im Verlage B. G. Teubner, Leipzig, seit Jahren in steter Abfolge erscheint, hat durch zwei Bände Jugendschriften einen wesentlichen Fortschritt erfahren. Sie sind den bisher erschienenen Bänden 1 bis 9 in gleicher Ausstattung und gleichem Druckbild als Band 11 und 12 angegliedert worden, können aber auch unter den vom Herausgeber Erich Weniger geprägten Titeln „Vom Aufgang des geschichtlichen Bewußtseins“ und „Zur preussischen Geschichte“ gesondert bezogen werden (272 bzw. 212 Seiten. M 11,50 bzw. M 9,—). Aus der unüberschaubaren und im ganzen auch wohl unnachdruckbaren Fülle der frühen Schriftstellerei Diltheys vom Jahre 1857 ab bis etwa in die achtziger Jahre sind hier die für die Zeitgeschichte wie auch für die persönliche Entwicklung Diltheys wichtigsten Arbeiten ausgewählt worden; Arbeiten, die fast durchweg teils anonym, teils pseudonym, teils unter vollem Namen in Zeitschriften (neben Westermanns Monatsheften später zur



Hauptfächer in den Preussischen Jahrbüchern und der Deutschen Rundschau) erschienen waren. So findet man in Band 11 u. a. die auch heute noch grundlegenden Aufsätze über Johann Georg Hamann und Carl Immanuel Nitsch, die zeitgeschichtlich reizvollen Rezensionen von Jakob Burckhardts Kultur der Renaissance und Gustav Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit, ferner die prachtvollen Porträts deutscher Historiker von Johannes von Müller bis Friedrich von Raumer. Den Jugendarbeiten des Bandes ist ein Abschnitt — freilich sehr wenig memorialer Art — „Erinnerungen“ aus der letzten Zeit Diltheys beigegeben worden, die ebenfalls deutsche Geschichtsschreiber und Gelehrte behandeln und die Entwicklungslinie des Diltheyschen Denkens vom Ende her beleuchten. Handelt es sich beim elften Bande mehr um Diltheys Denken über Geschichte und Geistesgeschichte, so tritt er im 12. Bande selber als produktiver Historiker auf. Dieser enthält die bewußt auf politische Wirkung hin verfaßten Lebensabriffe Steins, Hardenbergs, Wilhelm von Humboldts, Gneisenaus, Scharnhorsts sowie den bedeutsamen Aufsatz über Schleiermachers politische Gesinnung und Wirksamkeit. Als Ergänzung zu diesen Arbeiten des Dreißigers ist dem Bande dann wiederum ein Nachlaßwerk des Greises beigelegt worden, die Studien über „Das Allgemeine Landrecht“, welche die Krönung seiner späten frederizianischen Geschichtsfor schung bilden sollten. Im übrigen wird man den reichen Gehalt der beiden Bände kaum auf einen Nenner bringen können. Verhältnismäßig am raschesten vermag der Historiker durch das umfangreiche Quellenmaterial zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts auf seine Kosten zu kommen, während die späteren philosophischen Aspekte der Diltheyschen Richtung noch relativ undurchsichtig bleiben. Dagegen offenbart sich der glänzende, temperamentvolle Schriftsteller Dilthey auf dieser frühen Stufe bereits mit einer Deutlichkeit, die teilweise an die berühmten späteren Charakteristiken in „Dichtung und Erlebnis“ gemahnt. Wir hoffen nunmehr zur Vervollständigung des Gesamtwerkes nur noch auf den zehnten Band über „die große Phantastik“, womit dann die würdige Diltheysche Ausgabe ihren Abschluß finden soll.

Joachim Günther.

## Erzähltes

Als eine geborene Erzählerin zeigt sich die junge Amerikanerin Margaret Mitchell in ihrem Roman „Vom Winde verweht“, der in seiner amerikanischen Ausgabe „Gone with wind“ einen ganz großen Erfolg in Amerika hatte (Hamburg, G. Goyerts Verlag. RM 12,50). Auch hier offenbart sich das erwachte lebhafteste Interesse der Amerikaner an ihrer eignen Geschichte. Der Roman spielt in den Jahren 1861 bis 1865, als in den wohl- und festgeordneten großbürgerlichen Süden Amerikas die Yankees mit vernichtender Kraft einbrachen. In zwei Ehepaaren stößt die neue Zeit mit ihrer harten Geschäftsgier und ihrer Strupellosigkeit auf die alte Wertordnung des Bürgertums. Margaret Mitchell schildert mit langem Atem und dramatischer Kraft den Menschentypus, der entstehen mußte, um sich in dieser neuen, auf den Kopf gestellten Welt siegreich zu behaupten und dem neuen Amerika sein Gepräge zu geben. Dieser Roman kann auch in Deutschland des größten Interesses sicher sein.

Charles Sealsfields Roman „Tokeah or the white rose“ ist jetzt unter dem Titel „Die weiße Rose“ neu herausgegeben worden in einer Bearbeitung, die auf die ursprüngliche Fassung gegenüber der erweiterten und verwässerten zweiten zurückgreift (Braunschweig, Vieweg-Verlag. 240 Seiten), und bewährt erneut seine abenteuerliche Kraft. Mit ihm verglichen verblaßt in etwas der Reiz des Wildwest-Romans von J. L. Hecker „Das Blockhaus am Yadekin“, obgleich er an aufregenden und blutigen Ereignissen reich genug ist, die in Einklang mit der Wahrscheinlichkeit zu bringen kaum versucht wird (Berlin, Aufwärts-Verlag. RM 2,80). Im gleichen Verlag erschien der Abenteuerroman von George S. Ring „Das letzte Sklavenschiff“ (RM 2,80), in der deutschen Übertragung von Karl Göhring. Bekanntlich wurde nach diesem Roman der gleichnamige Film mit Wallace Berry in der Hauptrolle gedreht. Hier streiten mit dem Endsieg des Guten und im härtesten Auseinanderprallen von Noheit und Kraft Männer gegeneinander, die in der wildbewegten Zeit des Sklavenhandels das Schicksal zusammenführt. Der Roman ist fesselnd und lebendig geschrieben. Das gilt in



erhöhtem Maße von dem neuen Roman von Hans Toltzen „Mit uns wandert die Heimat“ (Potsdam, Rütten & Loening. 351 Seiten), in dem er die Schicksale eines im Vorkriegsdeutschland gestrandeten preussischen Reiteroffiziers in Paraguay erzählt, der mit seinem letzten Besitztum, einem prachtvollen Hengst, sich gegen alle Widerstände in härtester Kraftanstrengung und Zucht ein neues Leben aufbaut und gerade draussen ein rechter deutscher Mann wird. Das alles ist mit der Meisterschaft und der Spannung erzählt, die Hans Toltzen in allen seinen Werken zeigt. — Ein besonders edles Tier ist der Held des Romanes von Ditha Holesch „Der schwarze Hengst Bento“ (Berlin, Deutscher Verlag. 64 Aufnahmen. 151 S.). Dieses sehr gut ausgestattete Buch gibt ohne jede falsche Vermenschlichung von Tiergefühlen in spannender Erzählung die Geschichte eines Trakehner Hengstes, der, von seinem Besitzer nach Brasilien verkauft, dort von der Roheit seiner neuen Pflieger wild gemacht, ausbricht und nun Führer einer Herde von Wildpferden wird. Das ganze Buch ist ein Hymnus auf die Freiheit in der großen Natur. Es ist bewundernswert, wie eine Frau mit feinsten Einfühlung gerade dieses Hochgefühl auf Freiheit und Kraft gestalten konnte. Die außerordentliche Vorliebe des lesenden Publikums für biographische Romane wird durch die Tatsache bestätigt, daß der Roman von Alexandra Rachmanowa „Tra gödie einer Liebe“ (Salzburg, Otto Müller. 576 Seiten, mit vielen Abbildungen) jetzt schon in 6. Auflage im 30. Tausend vorliegt. Er erzählt bekanntlich die Geschichte der furchtbaren Ehe Leo Tolstois. Phyllis Wentleys Roman „Inheritance“ ist unter dem Titel „Das Erbe der Aldroyds“, in der deutschen Übertragung von Julie Mathieu, erschienen (Berlin, Propyläen-Verlag. 552 Seiten). Er gibt das Schicksal einer englischen Tuchweberfamilie in Yorkshire durch sechs Generationen, das die Familie aus kleinen Anfängen hinaufführt zu großen Tuchfabrikanten vom Beginn im Jahre 1812 bis zum scheinbaren Absterben der Kraft im neuen Jahrhundert, bis dann endlich wieder ein junger Sproß des Geschlechtes, in dessen Adern das Blut auch einfacher Weber fließt, mit Mut darangeht, in der alten Heimat des Geschlechtes es zu neuer Blüte zu bringen. In dem Rahmen

dieser Familiengeschichte ersteht ein kulturelles und politisches Zeitgemälde von großer Kraft, und wir erleben die Kämpfe zwischen Menschenkraft und Maschine, die Ludditenbewegung und die Kämpfe der Gewerkschaften mit. Die Verfasserin verfügt über eine große darstellende Kraft, die sie befähigt, mit harter Wahrheit ganz unsentimental Menschen und Zeiten dem Leser eindringlichst nahe zu bringen. — „Neu-Amerika“ heisst eine Sammlung von 20 Geschichten von 20 Amerikanern, Männern und Frauen (Berlin, S. Fischer. RM 6,—). Der Herausgeber Kurt Ulrich, der die Sammlung mit einem Vorwort einleitet, hat die Auswahl so geschickt getroffen, daß man durch sie einen wirklichen Überblick über die Probleme, die das geistige Amerika von heute beschäftigen, und Kenntnis von dem Ringen, aber auch von dem Können des heutigen amerikanischen Schrifttums erhält. Neben den bekannten amerikanischen Schriftstellern wie Thomas Wolfe, William Faulkner, Sherwood Anderson treten viele von beachtlichem Können, die man in Deutschland noch nicht kannte. Vor jeder Erzählung gibt der Herausgeber eine kurze biographische und charakterisierende Einleitung. — Alexander Castell hat sich nach längerem Schweigen wieder mit einem Roman zum Worte gemeldet (Zürich, Humanitas Verlag. Fr. 6,—): „Drei Schwestern“, und kehrt damit in gewissem Sinne zu den Anfängen seines Schaffens — wir denken an „Bernards Versuchung“ — zurück. In diesem Erlebnis eines jungen Schweizers von Paris und der französischen Frau zeigt Castell seine alte Meisterschaft, die atmosphärischen Dinge einer Stadt und der Menschen mit letzter Feinheit festzuhalten und wiederzugeben. Es ist ein starkes Zeugnis für sein Können, daß bei der Lektüre jeden Liebhaber der einzigen Stadt ein heftiges Heimweh nach ihrer Luft befällt. — Der Roman von Gert von Krafz „Das alte Haus“ (Berlin, Propyläen-Verlag. RM 6,50) ist eine sehr preussische Angelegenheit. Mit dichterischer Kraft ist es Gert von Krafz gelungen, an dem äußeren Rahmen einer Familiengeschichte aus den herrschenden Gesellschaftsschichten ein sehr lebendiges und nachdenkliches Bild des Vorkriegsdeutschland in diesen führenden Kreisen zu geben, mit allen ihren Vorzügen und ihren bedenklichen Schwächen, über die doch endlich

nach allem Kampf und Krampf die Sicherheit des Familienmittelpunktes siegt. Die Gestalt der alten Generalin von Guse, der Hüterin der Familientradition, ist schlechtthin prachtvoll. Das Buch zeigt eine starke Gestaltungskraft und eindringende psychologische Fähigkeiten. — Das letztere kann man nun dem Roman von Karoline Lorenz „Die bunte Wiege“ (Wien, E. P. Tal. 386 S.) wirklich nicht nachrühmen. Was einem in dieser Erzählung von zwei in Sarajewo am Unglückstage der Ermordung des erzhertzoglichen Paares veraußerten Kindern durch Weltkrieg und Nachkriegsgeschehen an Gutmüthigkeit zugemutet wird, das geht wirklich über die Huthür, so daß man das Buch bei aller Buntheit der Fabel schließlich mit einem ärgerlichen Lachen in die Ecke wirft. — Lily Hohenstein hat sich mit ihrem Roman „Manfred, ein Streiter fürs Reich“ (Berlin, Universitas Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft. 484 Seiten) mit Kraft und Gelingen an einen großen historischen Stoff gewagt. Vom bebenden Kyffhäuser führt der Weg in das von den Kämpfen um die Herrschaft der Staufer zerrissene Süditalien des 13. Jahrhunderts, um die Überlebenden endlich, auch in symbolischem Geschehen, in die Heimat zurückzuführen. Die tragische Gestalt des jungen Manfred ersteht in Leben und Farbigkeit ebenso eindringlich wie die ganze wilde und böse Zeit. Manfreds Gestalt wird ins Symbol erhoben, und der Roman kündigt die ernste Lehre von der Verpflichtung zur Treue zu Heimat und Deutschtum, die in ihrer Vollendung das ewige Reich der Deutschen wiederbringen muß. — In ganz andere Luft führt der Roman von Agathe Lindner „Die Stimme Irgegendwo“ (Berlin, Bong & Co. 480 S.). Dieser Roman eines suchenden Herzens erzählt die Geschichte einer jungen italienischen Archäologin, deren Vater Italiener ist, ein bedeutender Altertumsforscher, deren verstorbene Mutter Schottin war. Sie glaubte, der Archäologie dienen zu sollen, weil sie dem Boden das verschüttete Geheimnis von Völkern und Kulturen abgewinnt. Aber ihr entschleiert sich in aufwühlenden Ergebnissen und mit schwerer Symbolkraft das Geheimnis der Erde, das mehr und tiefer ist als alles, was sie birgt. Ihr zu dienen, wird nun Ziel ihres Lebens. In der tripolitanischen Wüste, in Schottland und endlich in Nordfriesland

spielt diese auch an äußerem Geschehen reiche Geschichte, deren letzter Sinn ist, ein irrendes Herz zu seiner eigentlichen Bestimmung, zum Dienst an der Erde, ihrem Gesetz der Fruchtbarkeit, in Liebe zurückzuführen. Es ist Magie in diesem Buche. — Georg Grabenhorst gibt in seiner Erzählung „Unbegreifliches Herz“ (München, Langen/Müller. 235 Seiten) mit behutsamer Hand das Erleben eines jungen Assessors in einem Sommer von Ferienglück, das begnadet wird von der liebevollen Führung durch reife Frauen, die auch das Mittel des Schmerzes nicht scheuen, um dem umsorgten Mann seinen richtigen Weg zu weisen, auch wenn er ihn von ihnen fortführt. — Sehr fein ist die Erzählung von Paul Alverdes „Das Zwiagesicht“ (München, Langen/Müller. RM 2,20), in der er das Liebeserlebnis einer Frau mit einem Kriegskameraden des eignen Mannes in der Nachkriegszeit zu zartester Wirklichkeit werden läßt, das eine glückliche Ehe zerstört haben würde, wenn nicht die kameradschaftliche Treue des Mannes der Frau helfen würde, mit herbem Verzicht in die höhere Pflicht zurückzufinden. — Das Gulbranson hat wunderbare Zeichnungen geschaffen zu dem Buch des Amerikaners Julian Street „Wochenend auf Schloss Denbeck“ (München, Knorr & Hirth. RM 2,50), in dem ergötzlich genug das Erleben eines jungen amerikanischen Paares mit ihrer englischen Reisebekanntschaft in Oberbayern, einem Pfarrerehepaar, auf deren feudalem englischem Landsitz geschildert wird. Der Zusammenstoß zwischen englischer Konvention und amerikanischer Unbekümmtheit endet mit der Flucht des Amerikaners vor Seiner Majestät dem Lakai.

Die berühmten „Siebzig Geschichten des Papageien“, die Märchensammlung „Zuti Nahe“, hat jetzt Wilhelm Schmidtbönn nach dem Türkischen neu erzählt (Potsdam, Rütten & Loening. RM 4,80). Sie stammt aus dem Indischen und erfuhr im 14. Jahrhundert eine persische Nachbildung, nach der wiederum zwei Neubearbeitungen, eine persische und eine türkische, gemacht wurden. Die zweite persische Fassung, die aus dem 17. Jahrhundert stammt, hat Karl Jakob Ludwig Fien, die türkische Georg Rosen, der gründliche Kenner des Orients, ins Deutsche übersetzt. In England genießt das Papageien-



buch fast den gleichen Rang wie die Erzählungen aus Tausendundeiner Nacht. Die taktvolle Eindeutigkeit durch Schmidthorn, der ohne jede Künstlichkeit in einer naturnahen Sprache den Sinn des Originals rein wiedergibt, kann ihr denselben Platz in Deutschland verschaffen. Bekanntlich bilden den Inhalt dieser köstlichen Sammlung die Geschichten, die ein kluger Papagei der schönen Mahi Scheker erzählt, um sie während der langen Abwesenheit ihres Mannes vor dem geplanten Ehebruch zu bewahren, was ihm durch die Anmut der spannenden, zum Teil ineinander geschachtelten Erzählungen unter scheinbarem Zureden zur Vereinigung mit dem Geliebten so gut gelang, daß Mahi Scheker, als er endlich seine letzte Erzählung beendet hatte und sie nun zu ihrem Geliebten eilen wollte, an der Tür in die Arme ihres Mannes lief. — Wilhelm Schäfer hat als eine schöne Gabe zu seinem 70. Geburtstag einen „Wendekreis neuer Anekdoten“ herausgegeben (München, Langen/Müller. 264 Seiten). Seine Meisterschaft in diesen kurzen Erzählungen, die bestes alemannisches Ergut ist, kennen wir aus der früheren Sammlung „Anekdoten“, die jetzt schon im 45. Tausend vorliegen. Ein feines Vorwort legt Rechenschaft ab, warum Schäfer sich sein Leben lang um diese kurzen Erzählungen bemüht hat: um der epischen Form in einer Zeit treu zu bleiben, die sich der Zustandshilberung bis zur Ausschweifung ergab. — Der Roman eines Lachses „Laitan“ (München, Kösel-Pustet. RM 3,80), den wir bei seinem Erscheinen hier anzeigten, liegt in einer neuen billigen Sonderausgabe im 4. und 6. Tausend vor. Sein Verfasser Josef Wenter, der Südtiroler Dichter, der jede Förderung verdient, wird nun den Weg mit diesem lebendigen Tierbuch zu weitesten Kreisen finden.

Ein weiteres Tierbuch „Quilepp und Quila“, mit dem Untertitel „Ein Reiherroman“, von Johannes Heinrich Braach (Potsdam, Rütten & Loening. RM 3,80) ist von großem Reize. Man erlebt in dem Schicksal dieses Reiherpärchens in einem Naturschutzgebiet des Oberrheins alles das mit, was diese edlen Tiere an Freuden und Leiden in Freiheit und Gefährdung durchzumachen haben, und wird zu tieferem Verständnis und zu größerer Liebe zu den Tieren

geführt. Die 12 Tafeln nach Lichtbildern sind ganz ausgezeichnet aufgenommen.

Anna Hilaria von Echels Roman „Kings um ein Streichquartett“ (Breslau, Bergstadt-Verlag. RM 3,25) erschien zunächst im Jahre 1924 und erlebt jetzt eine neue wohlfeile Ausgabe im 7. bis 9. Tausend. Das hat diese sehr musikalische Erzählung aus der Schubert-Zeit wohl verdient.

Auf die Frage „Wo ist Bernd Anders?“ erteilt der Roman von Max Wild (Berlin, Mehlem-Verlag. 243 Seiten) die Antwort: „Nur die G.P.U. weiß es!“ Um die Befreiung des jungen Deutschen Anders, der im Glauben an die kommunistische Zerlehre als Ingenieur nach Sowjetrußland ging, um bald ernüchtert in die Hände der Tscheka zu fallen und als Sklave mit Spezialkenntnissen Dienste zu leisten, dreht sich die oft abenteuerliche Handlung. Sie gelingt durch die Geschicklichkeit eines Deutschen, der sich unter schwerster persönlicher Gefährdung in die Höhle des Löwen begibt, weil er die Hilfe einer Geheimorganisation, Todfeinde der Sowjets, findet. Hier wird in spannender Form ein gut Teil erschütternde Wahrheit über das sowjetrußische Paradies an weite Kreise herangetragen.

Veit Bürkle, der Dichter der feinen Geschichte aus dem Zwischenreiche „Über die Schwelle“, gibt in seinem neuen Buch „Bernardo Philippi oder Die Begegnung mit der wilden Erde“ (Heilbronn, Eugen Salzer. 246 Seiten) ein ergreifendes Bild deutschen Schicksals in Übersee. Er schildert die Landnahme deutscher Menschen in Chile, die ein deutscher Seemann Bernardo Philippi nach drüben gerufen hatte, in den Jahren 1848/49, in denen der Ruf nach Draußen in Deutschland so viele willige Ohren fand. Das zähe Ringen um die Urbarmachung des wilden Landes, die schweren Kämpfe und Nöte und das siegreiche Durchhalten, bis hier ein Stück deutschen Lebens im fernen Lande entstand, wird ebenso ergreifende Wirklichkeit wie der tragische Tod Philippons, der der Blutrache der Wilden für die Sünden der Chilenen zum Opfer fiel. Es ist sehr zu begrüßen, daß eine neue Auflage der deutschen Übersetzung des vielleicht stärksten europäischen Bauernromans erschienen ist, des nobelpreisgekrönten polnischen Romans „Die Bauern“ von W. St.



Reymont (Jena, Eugen Diederichs. Übertragung von Jean Paul d'Ardeschah. 1287 Seiten. RM 9,50). Vor 25 Jahren erschien die erste Auflage, jetzt liegt dieses starke Buch im 20.—25. Tausend vor. Mit diesem Roman trat die polnische Dichtung in die Reihe der Weltliteratur. Von seinem Reiz hat die Zeit nichts genommen, die unübertrefflichen Vorzüge wirken heute wie einst, als in unseren jüngeren Jahren dieser Roman uns zum Erlebnis wurde. Von ihm selber braucht man nicht zu reden und kann nur jedem raten, ihn selbst zu lesen, zur eigenen Bereicherung. Aber der Weg dieses Buches ist interessant und nachdenklich genug, denn es hat lange Kämpfe und eines zähen Durchhaltens des Verlages bedurft, um seinen endgültigen Publikumserfolg — der Presseerfolg war von Anfang an da — durchzusetzen. Eigentlich brachte den Durchbruch erst die Verleihung des Nobelpreises an Reymont im Jahre 1924. Wir haben allen Grund, dem Verlag Diederichs zu danken, daß er diese neue Ausgabe in bester Ausstattung veranstaltet, denn dieses Stück Leben in Glück und Leid, im Himmel und im Inferno menschlicher Leidenschaften muß Allgemeinbesitz werden.

Sigrid Undset gibt eine feine und tiefe Weihnachtsgeschichte „Weihnachtsfrieden“ (Graz, Styria. 56 Seiten) mit Holzschnitten von Ernst Dombrowski, ins Deutsche übertragen von Ernst Alker, erschienen als Band 24 der „Deutschen Vergbücherei“, heraus. In der Gestalt einer prachtvollen alten Bäuerin wird die Erlösung und Ausöhnung ihrer Angehörigen mit Gott durch ihr opferwilliges Verhalten bewirkt. Christliche Elemente mischen sich hier mit altem Volksglauben zu einer harmonischen Vereinigung.

In Deutsch-Ostafrika spielt der Roman von Josef Wiera „Maria in Petersland“ (Breslau, Bergstadtverlag). Der Verfasser ist

ein Mitkämpfer Lettow-Vorbeck's gewesen und zeigt hier an dem Schicksal einer jungen Deutschen, die unter den schwierigsten persönlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen, eigentlich durch einen Irrtum in die Kolonie geraten, ihren Platz erwirbt und in schwerster Zeit hält. Hier ist nichts von einer Verzeihung afrikanischer Umwelt, sondern alles ist ebenso echt gesehen wie lebendig dargestellt.

## Der Wandsbecker Bote

Hätte Matthias Claudius nichts weiter geschrieben als den wundervollen Brief an seinen Sohn Johannes vom Jahre 1799, so würde er schon den vollen Anspruch auf den Ehrenplatz als getreuer Eckart der deutschen Seele haben. Aber aus seinem Schaffen ist so vieles unvergänglich und unverlierbar, daß eine verständnisvolle Auswahl keinerlei Begründung bedarf. Jetzt sind in der Reihe der „Helios-Klassiker“ (Leipzig, Philipp Reclam jun. RM 2,45) seine ausgewählten Werke erschienen, eingeleitet und herausgegeben von Konrad Muffbächer. Die Anordnung ist nach der Urausgabe der gesammelten Werke vorgenommen, die sich bekanntlich nach der Erscheinungszeit im „Wandsbecker Boten“ ausrichtete. So hat auch diese Ausgabe den Reiz des Unmittelbaren, weil in buntem Wechsel, wie der Tag und die Stunde der Eingebung es mit sich brachten, Matthias Claudius' Äußerungen in Lyrik und Prosa dargeboten werden. Die unverlierbaren Werte dieses im tiefsten Sinne dichterischen und lyrischen Menschen, der dazu von lauterstem Charakter war, sprechen für sich selbst. Muffbächer hat es verstanden, durch die Auswahl wie durch sein Lebensbild des Wandsbecker Boten ihn auf dem Hintergrunde seiner Zeit in seiner Bedingtheit, aber vor allem auch in seiner ständigen deutschen Wirkungsmöglichkeit für alle Zeiten gültig festzulegen.

**EMS**

**Katarrhe  
Asthma  
Pauschalkuren**

**Bad  
EMS**

**Golf  
Tennis  
Wassersport**

## Vorstoß zu den Sternen

In dem Buche „Das All und wir“ gibt Robert Henseling eine Darstellung des Weltgefühls der Gegenwart und seiner Urgeschichte (Berlin, G. Schönfelds Verlagsbuchhandlung, 208 Seiten, 159 Abbildungen auf 48 Tafeln und im Text). Der bekannte Verfasser versteht es auch hier, in fesselnder und packender Form in die großen Probleme der Stellung des Menschen zum All und der menschlichen Erkenntnismöglichkeiten einzuführen. Hier werden wirkliche Erkenntnisse gegeben, gestützt auf uraltes Menschheitsgut, vor allem sei auf den Abschnitt „Die Maya als Astronomen“ hingewiesen. Den Inhalt dieses Buches in seiner unendlichen Reichhaltigkeit und seinen großen Zusammenhängen kann keine Besprechung ausschöpfen. Man soll es lesen. Für Henselings Einstellung ist bestimmend, daß es nur eine Haltung des Menschen vor der Schöpfung und ihrer Seele gibt: stumme Ehrfurcht. Er nimmt die These des Astronomen W. Foerster an, daß die besondere Bedeutung der Astronomie für die Erziehung des Menschengeschlechts darauf beruhe, daß in ihrer Arbeit ein sittlicher Kern der Wahrhaftigkeit, des unerschütterlichen Vertrauens auf die Übereinstimmung reiner, stetiger Gesetzmäßigkeit unseres Denkens, Gestaltens und Wirkens mit der Gesetzmäßigkeit der großen Welt enthalten ist, eines Vertrauens, welches uns gegenüber dem so veränderlichen Mikrokosmos der Energieformen unseres Organismus auch die Stetigkeit der sittlichen Freiheit und der harmonischen Güte im Gemeinschaftsleben und damit Glück und Ruhe ohnegleichen verbürgt.

## Ein Bekenntnisbuch

Das Buch von Cecil Lewis „Schüße im Aufstieg“ (Berlin, Rowohlt RM 6,50), in der deutschen Übertragung von Hans Rei-

figer, ist ein in jeder Beziehung ungewöhnliches und erregendes Buch. Cecil Lewis trat im Weltkrieg mit 17 Jahren als Freiwilliger beim Königl. englischen Fliegerkorps ein und wurde bald dank seines hervorragend fliegerischen Könnens einer der besten englischen Kriegsflyer. Seine Erlebnisse im Kriege unterscheiden sich nicht wesentlich von denen anderer guter Flieger auf allen Seiten, aber ungewöhnlich ist die Art seiner Darstellung. Denn hier spricht ein blutjunger Mensch, der dem großen Erlebnis Krieg eigentlich ganz unvorbereitet gegenübergestellt wurde, und deshalb ist sein Bekenntnisbuch so wichtig, weil es für eine ganze Generation spricht. Durch die nüchterne und oft burschikose Darstellung seiner Front-erlebnisse bricht immer wieder eine große Nachdenklichkeit vor den ewigen Tatsachen menschlichen Lebens und ein in seiner Einfachheit oft rührendes Ringen mit den großen Problemen. Auch in diesem Buch offenbart sich die Gemeinsamkeit des Denkens und Fühlens der wahren Frontkämpfer. Es ist bei allem starken und mutigen Geschehen ein sehr nachdenkliches Buch, das man in den Händen vieler Soldaten und junger Menschen sehen möchte. Nach dem Kriege ging Lewis, dem der Krieg ja gar keine Vorbereitung für ein späteres Leben gelassen hatte, für zwei Jahre nach China als Fluglehrer, bis er dann seine fliegerische Tätigkeit für immer beendete. Über das Glück und den Austausch des Fliegenkönnens ist kaum je Hingenderes gesagt worden als hier, und zu gleicher Zeit wohl auch kaum Nachdenklicheres gegen den Krieg als von diesem ehrlichen und mutigen jungen Menschen.

## Das Reich der Tiere

Von dem glänzend ausgestatteten Standardwerk „Das Reich der Tiere“ (Berlin, Deutscher Verlag. Je Band RM 25,—) ist jetzt der dritte Band erschienen: „Die Tiere der Steppen, Wüsten und

**BAD SCHWALBACH** im Taunus **SCHLANGENBAD**

Stahl- und Moorbad für  
Herz und Frauen

altberühmte Heilbäder  
neuzeitlich gestaltet

Nervenbad  
Thermalschwimmbad

Gebirge". Herausgeber sind Artur Berger und Josef Schmid, als Mitarbeiter werden bekanntlich die besten Tierbildner aus aller Welt herangezogen. Die Tiere der Steppen und Wüsten bearbeitet Rudolf Moll, die Tiere der Gebirge Franz Graf Jedtwich, das Tierleben in der Kultursteppe Erich Heidenreich und Max Wolff, Insektiere und Tierinseln Rudolf Moll, die Haustiere Max Wolff. Konrad Guenther behandelt das Tier in der Natur, Max Wolff gibt eine Übersicht des zoologischen Systems. Die Abbildungen, 412 im Text, dazu 36 Tafeln, sind schlechthin ausgezeichnet.

In zwei Bänden ist der „Volks-Brehm" erschienen (Leipzig, Bibliographisches Institut. Zusammen 640 Seiten Text, 64 bunte Tafeln, 403 einfarbige Abbildungen. Je Band RM 4,80). Diese beiden Bände, die auf Grund der Arbeit von Brehm Dr. Walter Kammner schrieb, bedeuten eine selbständige neue Arbeit, bei der nach dem Vorbild des klassischen Meisters der Tierbeschreibung alle Ergebnisse neuester Forschung berücksichtigt sind und in allgemeinverständlicher Form mit tiefem Verständnis für die Kreatur dem großen Publikum nahegebracht werden. Band 1 behandelt die Wir-

bellosen und die Fische, Band 2 die Lurche, die Kriechtiere, die Vögel und die Säugetiere.

### Allbuch Band 3

Mit musterhafter Pünktlichkeit geht der „Neue Brockhaus" seiner Vollenendung entgegen. Jetzt liegt der 3. Band, umfassend die Buchstaben von L—N vor, und das baldige Erscheinen des 4. Bandes ist angekündigt (Leipzig, F. A. Brockhaus. Je Band RM 11,50). Es heißt allmählich, Eulen nach Athen tragen, wenn man immer wieder die Vorzüge dieses Konversationslexikons bei jedem neuen Bande hervorhebt. So darf es genügen, wiederum darauf hinzuweisen, daß der praktische Gebrauchswert des „Allbuches" nicht zu übertreffen ist, denn neben den Vorzügen der anderen guten Konversationslexika gibt er auch über alle, aber wirklich über alle, auch die mundartlichen deutschen Wörter Auskunft und erzieht zu gleicher Zeit zum Gebrauch eines guten Deutsch. Seine Unentbehrlichkeit wird dadurch erhöht, daß auch im Bilde, z. B. bei Maschinen, die Bezeichnung für jeden einzelnen Teil, also auch hier auf der sprachlichen Basis, genau gegeben wird.

Rudolf Pechel.

### Berichtigung

In dem Aufsatz von Hofrat Max von Millenkovich-Morold „Richard Wagner in Wien" (Maiheft 1938) ist auf Seite 129, 2. Absatz, Zeile 5—6, versehentlich ein Satz ausgelassen worden. Es mußte natürlich heißen: „Hans Richter, der Bayreuther Dirigent von 1876, ist der Statthalter Richard Wagners in Wien. Allerdings nur bis 1900. Aber die Verbindung Wien-Bayreuth wird dadurch kaum gelockert." Die Schriftleitung.

### Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Wolf Goetze, Delsnik i. B. — Harald v. Koenigswald, Bornim-Potsdam. — Professor Dr. Ernst Bertram, Köln. — Dr. Edith Ebers, München. — Dr. Walter v. Gulat-Wellenburg, München. — Ina Seidel, Starnberg am See. — Geheimrat Professor Dr. Kurt Widenfeld, Berlin. — Joachim Günther, Hohenneudorf bei Berlin.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortliche Anzeigenleiterin: Ilse Schürmeyer, Leipzig • D. I. B. 1938: 3703 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25 %.



*Das billige Kräuterbuch für jede Familie:*

# Die Heilkraft der Pflanzen

## Ihre Wirkung und Anwendung

Von Dr. S. Flamm† und Apothekendirektor i. R. Ludwig Kroeber

3., verbesserte Auflage. 272 Seiten. 88 Abbildungen im Text und 8 Tafeln  
mit 32 mehrfarbigen Abbildungen von Prof. Dr. G. Dunzinger

Ganzleinenausgabe RM 4.85 — Dünndruckausgabe mit flexiblem Einband RM 5.25

96 der wichtigsten Heilpflanzen sind dargestellt hinsichtlich der Sammelzeit, des Standortes und der Verwendung bei den verschiedensten Krankheiten.

### Urteile:

... Wer sich dieses Buch anschafft, hat wohl den besten Führer durch unsere Herrgottsapotheke erworben und wird nach gründlichem Studium ein reiches Wissen von den Heilkräften unserer Pflanzen besitzen.

„Tiroler Anzeiger“, Innsbruck, 11. 7. 35.

... Da die Verfasser neben einer allgemeinen Erklärung über den Heilwert der Pflanzen auch einen umfangreichen Aufschluß darüber geben, bei welchen Krankheitsfällen die Pflanzen wirksam sind und wie ihre Anwendung erfolgt (als Pulver, Salbe oder Aufschlag), ist das Buch sehr geeignet, Eingang in die Familien zu finden und seinen Platz in der Hausapotheke einzunehmen.

„Stuttgarter NS.-Kurier“, 26. 10. 35.

... Dem Botaniker aber werden die Beschreibungen Kroebers und die Abbildungen Professor Dunzingers ein Gewinn und erlesener Genuß sein.

„Abendpost“, Chicago, 1. 8. 35.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

---

**Hippokrates-Verlag Marquardt & Cie. / Stuttgart - Leipzig**

# Vergleichen Sie:

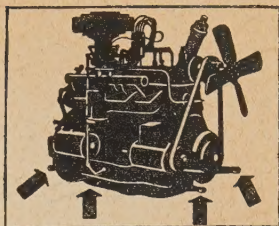
## Leistung und Preis!

Erproben Sie den Mercedes-Benz Typ 230 auf Herz und Nieren. Legen Sie an seine Kraft und Ausdauer, an seine Geräumigkeit und Bequemlichkeit Maßstäbe wie sonst nur an einen Wagen der schweren Klasse. Und dann vergleichen Sie damit den Preis. Sie werden finden, daß der Mercedes-Benz Typ 230 den denkbar größten Gegenwert bietet.

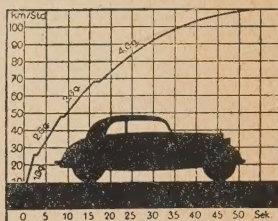


236 A

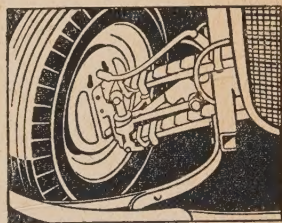
# MERCEDES-BENZ TYP 230



Die 4 Punkt-Aufhängung des in Gummi gelagerten 55 PS-Sechs-Zylinder-motors sichert unerreichte Laufruhe. Der Verbrauch liegt bei voller Ausnutzung nicht über  $12\frac{1}{2}$  bis  $14\frac{1}{2}$  Litern.



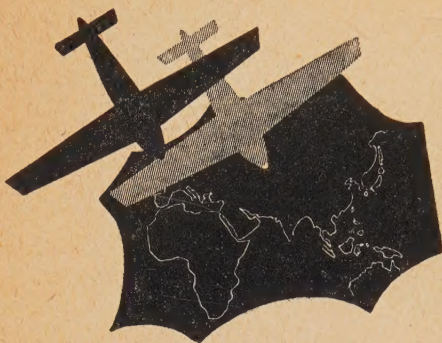
In wenigen Sekunden erreicht der Wagen aus dem Stand seine Höchstgeschwindigkeit von 116 km/Std. Öl-druckbremsen sorgen für ausgeglichene Bremswirkung auf kürzestem Weg.



Die vieltausendfach bewährten Mercedes-Benz-Vollschwingachsen geben dem Wagen seine hervorragende — vom Straßenzustand unabhängige — Straßelage.



*Ein aufschlußreiches Werk  
über den Weltluftverkehr*



## Die Luftwege der Erde

Politische Geographie des Weltluftverkehrs.  
Von Dr. Walther Pahl. Mit vielen Karten  
und graphischen Darstellungen. Kart. RM. 3.80

Unter den zahlreichen Neuerscheinungen von mehr oder weniger berufenen Verfassern tritt dieses Werk über den Weltluftverkehr — unter verkehrsgeographischen und verkehrspolitischen Gesichtspunkten betrachtet — besonders hervor. Die umfassende Darstellung, die auf einem umfangreichen, zuverlässigen Material beruht, machen dieses Buch zu einer politisch bedeutsamen Veröffentlichung. (Völkischer Beobachter)

In Pahls dynamischem, knappem Bericht formt sich dieser trockene Stoff zum lebendigen, aufregenden, nachdenklichen Erlebnis. Denn der Verfasser sieht im Flugzeug mehr als nur ein neues Verkehrsmittel — es ist mit seiner Freizügigkeit und raumfressenden Geschwindigkeit Träger einer Idee, einer neuen Politik, die die ganze Erdfugel umspannt und einbezieht. (Die Koralle, Berlin)

Es kann nur dringend empfohlen werden, dieses gründliche Buch, eines der besten der Luftfahrtliteratur, gründlich zu lesen. (Deutsches Weltblatt, Berlin)

Ohne Übertreibung darf man dies Buch als notwendig und unentbehrlich bezeichnen. (Deutsche Rundschau, Berl.)

Das Buch muß man in die Hand eines jeden wünschen, der irgendwie an der Luftfahrt interessiert ist, zumal die Kenntnis genauen Tatsachenmaterials Unterlage für jedes ernstgewollte Urteil sein muß und man im allgemeinen über Wirklichkeiten des Luftverkehrs bisher nicht viel weiß. (Der Deutsche Volkswirt, Berlin)

**Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg**



## HELIOS KLASSIKER

Die Klassiker-Ausgabe des deutschen Hauses

**Erschöpfende Auswahl**

**Biographische Einleitungen  
namhafter Herausgeber**

**Künstlerische Ausstattung  
von Prof. E. N. Weiß**

**Handliches Format**

\*

**Jeder Band einzeln käuflich.**

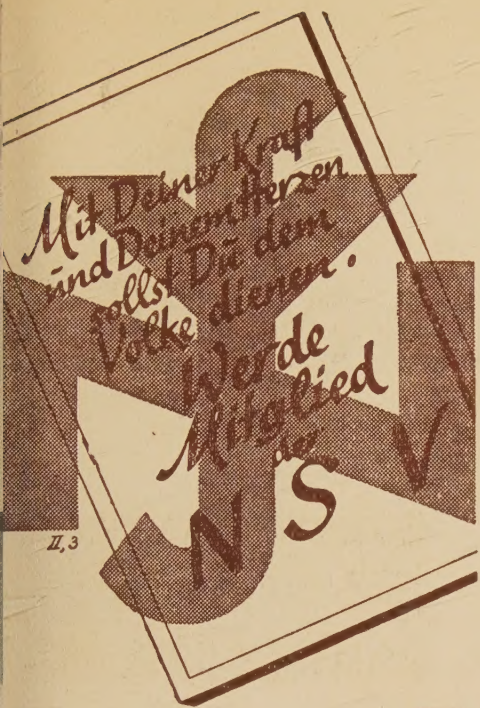
**In Ganzleinen RM.**

**2.45**

Die Helios-Klassiker sind in jeder guten Buchhandlung vorrätig. Sonderprospekt auch von

**Philipp Reclam jun., Leipzig**





KLEFFEL

## BEILAGENHINWEIS

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Der vorliegenden Ausgabe unserer Monatschrift „Deutsche Rundschau“ ist ein Prospekt des Wilhelm Goldmann Verlages, Leipzig, beigegeben, auf den wir hinweisen möchten.

Bücher  
und  
Brot  
tun beide  
not.

Anzeigenpreise nach Liste Nr. 6



### Reiseziele für Juni bis September

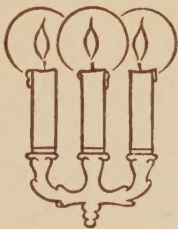
Ind.: Asthma, Konstitution. Schwäche, Anfälligkeit, Katarrhe der Luftwege, Skrofulose.

#### Kurmittel

kalte und warme Seebäder, Luft- u. Sonnenbäder, Meerwasser-Inhalationen usw. — z. T. Schlickbäder.

#### „Reisewinkel“ durch den

Landesfremdenverkehrsverband  
Ostfriesland Emden



## Die festliche Stunde

Ein Vortragsbuch ernster und heiterer Dichtungen. Herausgegeben von Rudolf Friedrich

Diese Gedichtsammlung ist von einem anerkannten Vortragsmeister zu dem Zwecke geschaffen worden, allen Kreisen unseres Volkes die schönsten und wirkungsvollsten Gedichte zu bieten, die zum Vortragen und Rezitieren bei den verschiedensten Gelegenheiten: im Alltag und beim Fest, bei häuslichen Anlässen wie bei völkischen Gemeinschaftsfeiern besonders geeignet sind. Der dichterische Gesichtspunkt, der bei der Auswahl maßgebend war, verband sich mit den Erfahrungen des Sprechkünstlers, der aus ungezählten Rezitationsabenden das sicherste Urteil dafür besitzt, welche Dichtungen — auch von einem Laien vorgetragen — die stärksten und tiefsten Wirkungen auszuüben vermögen.

In Leinen RM. 3.75

RECLAM

Nationaler Buchpreis 1937/38

---

# Das Lied der Getreuen

Verse ungenannter österreichischer Hitler-Jugend  
aus den Jahren der Verfolgung 1933-37

Herausgegeben und eingeleitet von  
**BALDUR VON SCHIRACH**

Wenn Baldur von Schirach selbst diese Verse ungenannter Hitler-Jugend herausgibt, so will das heißen, daß er sie als hochwertigste Dichtung dem Besten, das in der Kampfzeit der NSDAP. im Reich an Dichtung dem deutschen Volk geschenkt wurde, an die Seite stellt. (Reichs-Jugend-Pressedienst.)

Ein unaussprechlich schöner männlicher Ernst prägte die Form der einzigartigen Gedichte. Wir stehen mit jenem fragenden Staunen vor der Schönheit dieser Verse, mit dem wir uns der Wirklichkeit des Vollkommenen vergewissern, wenn es uns einmal begegnet. (Völkischer Beobachter.)

Gemeinsam ist den Worten eine starke, vom Maß der Verse kaum noch gebundene Spannung. Der Leser glaubt hier und da Anklänge an Hölderlin wahrzunehmen, fühlt sich an seine Unerlößtheit und auch seine letzte Gewissheit erinnert. (Frankfurter Zeitung.)

Kartonierte RM. 1.20, in Ganzleinen RM. 1.80,  
Vorzugsausgabe auf Japanpapier in Ganzleder RM. 5.—  
In jeder Buchhandlung vorrätig

---

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG